

DEUTSCHE RUNDSCHAU

JULI 1938

64. JAHRGANG

AUS DEM INHALT

ULDERMANN: Krieg von historischer Bedeutung in China? / WINDEL-
AND: Ein deutsches Schicksalsjahr / FECHTER: Veit Stoß / DUNSTER-
ILLE: Von der anderen Seite des Krieges / v. GULAT-WELLENBURG:
assenpsychische Erscheinungen und massentelepathische Wirkungen /
ECHEL: Der Feind der Yahoos / HAACK: Schönheit und Größe / INA
EIDEL: Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias /
UEXKÜLL: Zum Verständnis der Umweltlehre

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER
UND EUGEN DIESEL

MONATLICH 1.— RM

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · PREIS 1.— RM.
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 12.— RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustell-
gebühr bzw. Postüberweisungsgebühren. Vierteljährlich 3.— RM · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
SCHRIFTLEITUNG: BERLIN W 35 · KURFÜRSTENSTRASSE 42
VERLAG PHILIPP RECLAM JUN., LEIPZIG C 1, INSELSTR. 22/24 · POSTSCHECKK. LEIPZIG 295

64. JAHRGANG

JULI 1938

INHALTSVERZEICHNIS

Paul Huldermann: Krieg von historischer Bedeutung in China?	I
Die Karte des Monats	6
Wolfgang Windelband: Ein deutsches Schicksalsjahr	7
Die ewige Wirklichkeit. Aus dem Alltag der Antike II.	13
Paul Fechter: Weit Stoß. Mit Bildern	17
Major-General Lionel C. Dunsterville: Von der anderen Seite des Krieges	23
Walter v. Gulat-Wellenburg: Massenpsychische Erscheinungen und massen- telepathische Wirkungen.	29
Rudolf Pechel: Der Feind der Yahoos	36
Hanns-Erich Haack: Schönheit und Größe. Mit Bildern	41
Rundschau	49
Ina Seidel: Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias. III.	53
Jakob v. Uexküll: Zum Verständnis der Umweltlehre.	64
Literarische Rundschau:	
R. Pechel: Ein notwendiges Buch	67
E. Diesel: Große Ingenieure	67
H. Goldschmidt: Ein Idyll in der hohen Politik.	68
E. Diesel: Ein Wildblütenstrauß	70
Das tapfere Herz	70
R. Pechel: Soldatisches	71
Für den Autofahrer	73
Geschichte und Politik	73
Biographien	75
Literatur	76
Engelbert Kaempfer	77
Von den Flotten der Welt.	77
Schiller illustriert	78

Krieg von historischer Bedeutung in China?

Als der Krieg im Fernen Osten begann, war er im Wortgebrauch von Diplomatie und Presse ein „incident“ — ein „Zwischenfall“. Dieser Wortbegriff ist mit der Regelmäßigkeit einer steckengebliebenen Grammophonplatte ständig wiederholt: ein Zwischenfall von Lukuchiao, ein Zwischenfall von Tientsin, dann von Tungchow, von Städten und Stadtteilen, schließlich von Shanghai. Ein incident ist der Krieg bis heute de jure geblieben, sofern ein Zwischenfall überhaupt de jure sein kann.

De facto sind diese Kämpfe im Fernen Osten, in denen Hunderttausende der besten Söhne beider Länder verbluten, in denen Zehntausende mit Wunden für das Leben geschlagen werden, in denen fünfzig, sechzig Millionen Menschen auf der Flucht vor der nachdrängenden Kriegszone sind, in denen alle erreichbaren kulturellen und wirtschaftlichen Werte zerschlagen werden — de facto sind diese Gefechte und Schlachten in ihrer ununterbrochenen Folge Krieg, geführt in jener schon fast leidenschaftslosen Erbitterung, bei der es kein Pardon, nur Vernichtung, Ausrottung gibt. Wir haben uns nach zwölfmonatigem Kampfesgeschehen nicht mehr an juristische oder diplomatische Notengebräuche zu halten. Wir haben vielmehr rückhaltlos mit rücksichtslosen Tatsachen zu rechnen.

Unter solchem Aspekt versucht der Waffengang gleichzeitig, aus dem bloßen Tagesgeschehen unter den historischen Horizont zu treten. Dabei wird sich niemand vermessen wollen, heute etwa zu prophezeien, wie dieser Krieg in seiner geschichtlichen Bedeutung ausgehen wird. Politische Prognosen sind eine undankbare Angelegenheit, ebenso militärische. Um wieviel mehr sind es politische und militärische vereint. Kein Mensch wird etwa bestreiten wollen, daß Japan bis heutigestags einen einwandfreien militärischen Sieg errungen hat. Niemand wird ebenso bestreiten wollen, daß eine psychisch und technisch weiter geschulte Armee als die chinesische heute noch in der Lage wäre, den japanischen Siegeslauf aufzuhalten.

Niemand wird auf der anderen Seite heute sagen können, die Chinesen hätten den Krieg verloren. Erstens hat sich die chinesische Schlagkraft nach starker Demoralisierung erneut bei Suchau und an der Lunghaibahn erwiesen. Und zweitens ist es in richtiger Erkenntnis der eigenen Gegebenheiten, ebenso auch aus der Tatsache heraus, daß man nur einen Defensivkrieg führt, nicht das Ziel und nicht der Ehrgeiz der chinesischen politischen und militärischen Führung, einen Sieg um jeden Preis gewinnen zu wollen. Man könnte, so darf man sagen, chinesischerseits durch den Verbündeten „Raum“ und die dadurch zunehmende Erschöpfung der Japaner einen annähernden militärischen Gleichstand herbeiführen. Und wenn dieser Gleichstand erreicht ist, könnte man zwar nicht den Krieg, aber vielleicht den Frieden gewinnen.

Schließlich: wie will jemand eine Prognose stellen, wenn auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden herrscht, wenn einem auch aus Japan immer wieder gesagt wird, man wünsche, daß diese Auseinandersetzung baldigst ein Ende habe? Wenn jeder Chinese sagt, sein Land sei friedensbereit, sofern die Bedingungen des Friedens ehrenvoll seien? Wenn aber zu einem solchen Friedensschluß gegenwärtig keine anderen Voraussetzungen gegeben sind als Überraschungsmomente?

Abseits dieser nicht ausbalancierten Voraussetzungen also wird man bei einer Fragestellung, ob dieser Krieg eine historische Bedeutung, heute bereits eine historische Bedeutung habe, zunächst vielleicht entgegnen, daß sich dieses erst nach ratifiziertem Frieden und dann in einer grundlegenden Abhandlung festlegen lasse. Eine solche Ansicht hat ihre Richtigkeit, wenn auch unserem Dafürhalten nach zunächst nur da, wo westliche Maßstäbe an ein annähernd westliches Objekt gelegt werden. Das Objekt wäre in diesem Fall Japan, kaum aber China.

Japan ist eine Nation, die in der ostasiatischen Rückbildung begriffen ist. Bis über die Jahrhundertwende hinaus hat man im Inselreich einem westlichen Idol gehuldigt, hat man eine neue politische und völkische Ideologie in Tuchfühlung mit dem englisch-japanischen Bündnis konstruiert. Der russisch-japanische Krieg, im besonderen sein Friedensschluß unter ausländischer „Betreuung“, dann die Impressionen des Weltkrieges, die hierbei zutage tretenden ernstlichen Schwächen der europäischen Mächte — dies und mehr haben das Signal zum „Zurück“, zur japanischen Selbstbesinnung, zur inneren Abkehr von europäischen politischen Vorstellungen, zu den Versuchen einer Aufhebung der Parteiwirksamkeit, also der westlichen politischen Meinungsbildung, zur Wiederbelebung des Nur-Staatsgedankens, also der reinen Staatsführung durch Militär und Beamtentum (siehe jüngste Kabinettsbildung) als Vertreter des Kaisers geführt. Es ist für diesen Prozeß der Hin- und Rückbildung vielleicht nichts so symptomatisch wie das Wirken der japanisch bewußten und damit politisch bedeutungsvollen Schwarzen Drachengesellschaft Toyamas. Japan kehrt sich unter ihrer und anderer Initiative seit Jahren grundsätzlich ab von westlicher Geistesbildung, bewahrt Errungenes, sofern es wertvoll ist und verarbeitet werden kann, baut auf bereits verankerten Erfahrungen wohl wirtschaftlich weiter, nicht aber kulturell, und folgert politisch so, wie die Gelegenheiten es bringen. Man kann das Rückbildung, man kann es auch Selbstbesinnung nennen.

In jedem Fall wird diese innere Neugestaltung Japans von den heutigen Kriegsgeschehnissen nur auszugsweise berührt, kaum gefördert. Der Krieg trifft auf japanischer Seite nur mit dem westlichen Vorsprung, mit der wirtschaftlich-technischen Überlegenheit Japans zusammen, richtiger vielleicht gesagt: er vereint sich mit ihr. Der japanische Siegesablauf ist der Einsatz solcher westlichen Erfahrungen, gegen die ein Mittelalter — in dem sich China bei Kriegsausbruch entwicklungsmäßig vielfach noch befand — keine Abwehr hat. Von historischer Bedeutung könnte somit dieser Krieg, von der japanischen Seite her gesehen, nicht im Ablauf, wohl aber im Ergebnis sein. Gleichgültig wie dieses Ergebnis aussehen wird.

Anders vielleicht bei China. Erstes Gesetz eines Krieges ist Zerstörung. Erste Wirkung eines Krieges auf der Gegenseite: Moral-Schöpfung, dann unter gegebenen Voraussetzungen materielle Erstarkung, die am Kriegsende in einem inneren Zusammenbruch zerfallen, die aber auch Ansatz zu Neuem sein kann. China war zu Beginn des Krieges in dem Gros seiner Bevölkerung ein Haufe, kaum oder gar nicht staatsbewußt. Es gab eine geistig moderne, genug aufgeschlossene Elite unter Führung des Marshalls Chiang Kai-shek, die seit zehn Jahren versucht, aus diesem Haufen, dieser Masse Volk ein Volk zu machen. Der Prozeß entwickelte sich ausstrahlend vom Jangtse nach Norden bis zum Gelben Fluß (weiter nicht, weswegen auch die Provinzen der nordchinesischen Tiefebene in diesem Krieg niemals verteidigt, sondern in hinhaltendem Rückzug geräumt wurden), er entwickelte sich nach Süden über die Kämpfe mit den Kommunisten in Kiangsie 1932, über den fast auf dem Wege eines Waffengangs entschiedenen Ausgleich mit der politisch starken Südprowinz Kwangsi und seinem politischen Folgetrotter Kwantung, bis zu der annähernd gelungenen Einbeziehung der Provinz Szechuan aus dem chinesischen Provinzialverband der ersten fünfzehn republikanischen Jahre in einen chinesischen Staatsverband. Da kam der Krieg. Er hat dieses neue Reich der Nanking-Regierung nicht fertig, noch nicht geschmiedet gefunden.

Die Leute in Nanking haben zu einem Widerstand gegen diesen Hereinbruch „Ja“ gesagt, teilweise sicher, weil sie mußten. Denn sie waren Beamte. Und erstes Gesetz dieses neuen chinesischen Staates war nicht wie zuvor ein geschriebenes, sondern ein bereits innerlich erarbeitetes, das Gesetz des „Du mußt“. Wogegen der biedere Kaufmann bei Kriegsaufstakt freundlich lächelnd Rat, der wohl Trost sein sollte, bei seinen ausländischen Freunden holte. Ob er wohl glaube, China werde den Krieg gewinnen können? Da waren die ersten Japaner bereits tot. — Natürlich wird China den Krieg gewinnen, sagte nun der Kaufmann. Da waren die ersten Chinesen gefallen. — Es wird doch ein sehr schwerer Krieg werden, sagten nun die Kaufleute. Ob China wirklich gewinnen kann?

So war die Mentalität damals. Wie schnell hat sich das gewandelt. Wie schnell war der erste feste, politisch zuverlässige Block derjenigen vom Kuli bis zum Clerk geschaffen. Mein Boy aber sagte: „Master, was werde ich tun, wenn die Japaner kommen? Entweder gehe ich zu den Soldaten oder ich muß mit flüchten. — Ich gehe zu den Soldaten.“ Das China der unteren Millionen war nach Stunden, Tagen nicht nur kampfbereit, es war auch kampfschwarm. Es versagte dagegen die akademische Jugend. Es versagten auch große Teile der besitzenden Klassen. Als Nanking gefallen war, wünschte mancher Kaufmann im Mittleren und Oberen Jangtsetal alsbald den Japaner herbei, damit sein Geschäft wieder gehe.

Der Japaner kam nicht. Auch die Brüsseler Konferenz half nicht. Der Nicht-Angriffspakt mit Sowjetrußland brachte keine weiteren Freundschafts- oder wesentliche praktische Hilfsbeweise Moskaus. Man sah sich allein auf sich selbst gestellt, man sah beispielgebend den materiellen Einsatz der Millionen von Übersee-Chinesen, in den Straits im besonderen, man erlebte, daß japanische Flugzeuge zeitweilig in Dutzenden über Hankow abgeschossen wurden — das alles waren Erkenntnisse, Feststellungen, Beobachtungen, Bewußtsein eigener Stärke, das man plötzlich

gewonnen und aus dem anfänglich eine positive, eine leise besahende Apathie erwuchs, dann ein lautes Ja, aus dem schließlich der politische Einsatzwille eines Volkes entstand. Mag man sagen, daß die Bomben der Japaner oder andere Momente den Widerstandswillen der Bevölkerung weiter und immer stärker geschürt hätten, fest steht das eine: daß in diesem China, das durch die 50 bis 60 Millionen von Flüchtlingen bis in die letzte Ecke von Krieg und Kriegserleben erfasst wird, ein entschlossener abwehrender politischer Wille entstanden ist, daß zum erstenmal in der chinesischen Geschichte ein Nationalbewußtsein erwuchs.

Gewiß gibt es Skeptiker, die mit warnendem Finger in der Datentabelle der chinesischen Geschichte herauf- und herunterzeigen und sagen: damals war auch so ein Ansatz, doch dann kam ein innerer Zwist wieder zum Durchbruch und der große zusammenfassende Augenblick war verpaßt. Das kann nicht bestritten, darf auch nicht aus dem Auge verloren werden. Sicher aber ist, daß noch kein Staatsoberhaupt Chinas einen jeden Winkel des Reichs so erfassende Macht besaß wie heute der Marschall Chiang Kai-shek, der es sich erlauben konnte, jeden zehnten Mann der Truppe, die eine japanische Landung bei Chapoo (woburch die Shanghai-Schlacht verloren wurde) zugelassen hatte, erschießen zu lassen, und der sogar den Gouverneur von Schantung mit einem Großteil seiner Offiziere an die Wand stellen ließ, und der heute seit Jahren eine Regierung führt, so kontinuierlich und gefahrenbeständig wie in kaum einem anderen Lande der Welt.

Das sind Vorgänge in der innenpolitischen Geschichte Chinas, beispielhaft und wegweisend in die Zukunft, sofern sich die Regierung nach Kriegsschluß stark genug zeigt, eine Bandenbildung aus den Guerillakriegern zu verhüten. Ist das der Fall, dann wird dieser Krieg eines Tages von einem China quittiert, das den Neubau des Landes ohne die belastende politische Provinzherrschaft der Generals-Diadochen, der Gouverneure, und ohne die Belastung durch Familientraditionen, Rücksichtnahme auf tausendfach divergente Familieninteressen beginnt. Damit aber zeichnet sich eine historische Entwicklung ab, die heute bereits über ihr Anfangsstadium herausgewachsen sein sollte.

Diese Grundlage aber ist zugleich stark genug, weitere mehr materiell gelagerte Auswirkungen nach sich zu ziehen. Man spricht nicht selten von der seelischen Kraft des chinesischen Volkes, von seiner Kraft, zu leiden und zu dulden. Sie ermessen wird nur derjenige können, der selbst einmal im Geleit einer Hungersnot, einer Flut wanderte. Der selbst einmal mitging in diesem Flüchtlingseleid, das der Krieg vor sich herreibt. Mit dieser seelischen Kraft aber paart sich eine für den Europäer nahezu unvorstellbare körperliche Kraft, die es nur einzuspannen gilt. Beispiel: wenn vier Kulis ein einmotoriges Flugzeug, ohne Flügel und Räder, doch mit Motor, straßenweit schleppen. Wenn wenig mehr Kulis Tage und Nächte Eisenbahnmateriale aus Nordchina auf Dschunken über den Jangtse schaffen, schwerste Expreszwagen, schwerste Lokomotiven, so daß nun, trotz nahezu täglichen Bombardements die Strecke Hankow—Hongkong Tag und Nacht mit Kriegsmateriale befahren wird. Wenn innerhalb sechs Monaten ein fertiger Bahnunterbau, elf Meter breit, über Hunderte von Kilometern entsteht. Wenn in wei-

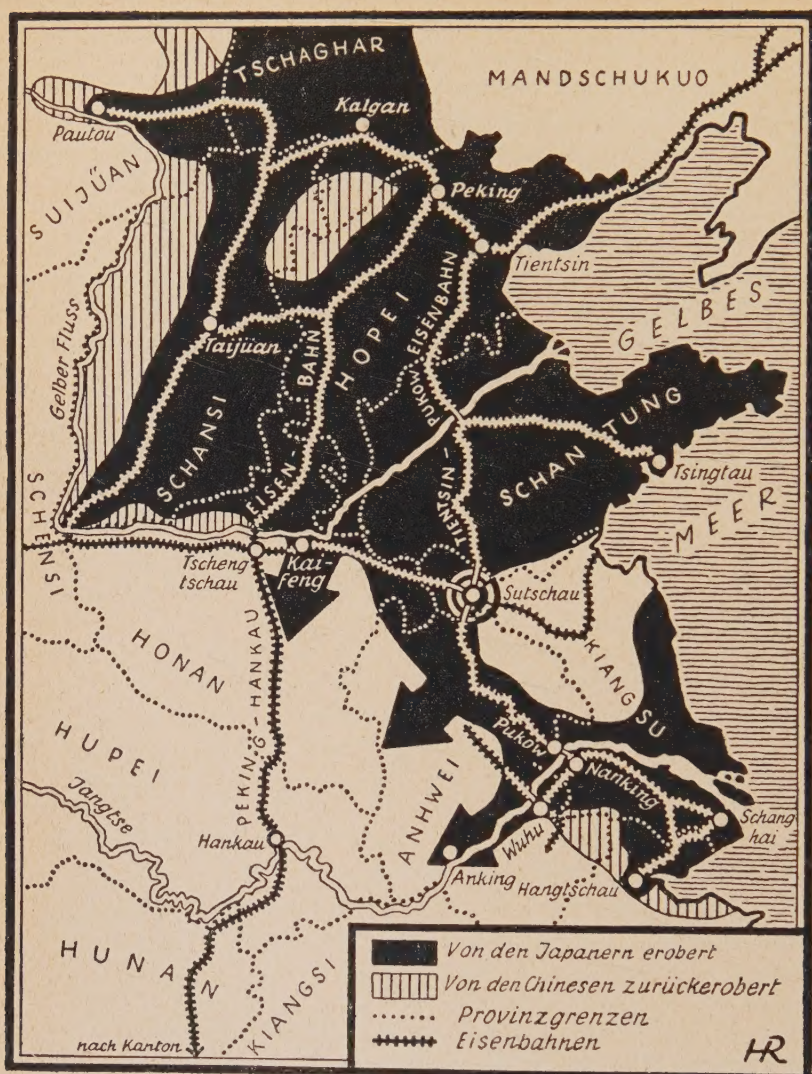
teren sechs Monaten der Oberbau der gleichen Strecke fertig und damit eine neue lebenswichtige Zufuhrverbindung für China geschaffen wird.

Bleibt der Hinweis auf die soziale Fürsorge, die vor dem Krieg nicht einmal in den leisesten Andeutungen bestand. Die ins Leben gerufen wurde durch dies Flüchtlingselend. Früher sorgte Familie für Familienglieder. Heute sorgt dort, wo die Familie nicht mehr helfen kann, die Provinzialgilde, sorgt die Gemeinde, die Stadt. Bleibt die Nothilfe für die Landwirtschaft, die kultivieren, ausbauen muß, um den Bevölkerungszuwachs der Flüchtlinge zu ernähren. Bleibt die Einspannung der Bankeninitiative in einen Subsidienprozeß für Handel, für die Industrie. Bleibt die Verlagerung des Großteils der chinesischen Industrie, die bislang in Shanghai ansässig war und nun größtenteils und tausendfach in Kisten verpackt nach Hankow und weiter nach Szechuan zog. Es gibt heute keine lebenswichtige Funktion in China, die nicht durch den Krieg vorwärtsgetrieben würde. Der Beginn des Krieges traf ein Reich, das den Willen zu einer modernen, chinesisch gebundenen Aufschließung besaß und bereits durch Tatsachen wesentliche Erfolge verzeichnen konnte. Der Kampf um Nanking (der auch in der chinesischen militärischen Einstellung zum Kriege eine entscheidende Wendung brachte) führte, noch einmal in aller Kraßheit auf alte und neue Gegebenheiten in China hinweisend, zu jenem grotesken Zusammenstoß, in dem modernste Artillerie jahrhundertalte Stadtmauern sturmreif schießen mußte, um so die Übergabe der Stadt zu erzwingen. Das jetzige Kriegsstadium und damit wohl auch eines Tages das Kriegsende, wird ein Land vorfinden, an das wir andere, sagen wir moderne Maßstäbe zu legen haben.

Man wird vielleicht einwenden und sagen, dies alles seien sicherlich Fakten, seien aber doch keine historischen Momente. Gut. Dann aber wird man doch so viel sagen dürfen, daß diese Fakten das Fundament einer historischen Entwicklung abgeben, die China, wie immer auch der Frieden ausgehen mag, unter Überspringen von zehn, zwanzig friedlichen Aufbaujahren völlig verändert in seine neue Machtkriegs-Aufbauphase eintreten läßt.

Dieser Frieden aber wird dann auch die endgültige Entscheidung darüber zu fällen haben, ob der Waffengang seit dem 7. Juli 1937, ungeachtet aller *de jure* und *de facto*-Stadien, wirklich nur ein Zwischenfall oder ein Krieg war. Das Los der Geschichte hat die Entscheidung hierüber in die Hand des stärkeren Japan gelegt. Von seinen Forderungen und Formulierungen wird es abhängen, ob diese Auseinandersetzung für die politische Neubildung des Ostens ein Zwischenstadium abschließt, d. h. ob China früher oder später wieder in die Waffenschmiede treten, die wirkliche Auseinandersetzung mit Japan dann erst vorbereiten wird, ob dieser heutige Krieg also ein Übergang oder ein Abschluß einer politischen Entwicklung ist. Hier wird es notwendig sein, daß ein politisch-historisches Bewußtsein die vorstehend aufgezeichneten, dann bereits geschichtlich gewordenen Tatsachen vorsichtig und verantwortungsbewußt abwägt. Geschieht das nicht, wird man sich darüber klar sein müssen, daß China durch den Krieg bereits so weit neue Lebenselemente geschaffen und verankert hat, daß der Versuch einer Wiedergewinnung seiner Kriegsverluste nur eine Frage von Jahren sein kann.

Die Karte des Monats



Styl: Walther Pahl

Zeichnung: Rudolf Heimisch

Ein Jahr japanisch-chinesischer Krieg

Anfang Mai gelang es den Japanern nach monatelangen Kämpfen, die von ihnen besetzten Territorien im Norden und Süden Chinas durch die Eroberung von Sutschau zu verbinden. Damit war der Weg frei geworden, um die Offensive auf Hankau zu beginnen. Der Verlauf dieser Kämpfe wird darüber entscheiden, ob der Marschall Chiang Kai-shek durch die von ihm geschickt angewandte Zermürbungstaktik den Gegner zu erschöpfen vermag.

Ein deutsches Schicksalsjahr

Epochentage der deutschen Geschichte sind es, in die wir uns versetzen, wenn wir von der Gegenwart den Blick um ein halbes Jahrhundert in das Dreikaiserjahr 1888 zurücklenken. Der 9. März, der Tod Kaiser Wilhelms I., der 15. Juni, der Tod Kaiser Friedrichs, sie bilden den tiefen Einschnitt zwischen zwei Zeitaltern, dem des strahlenden Aufstiegs und dem, das verurteilt worden ist, in Not und Zusammenbruch auszumünden. So tritt uns beim Blick auf dies Schicksalsjahr 1888 in schärfster Konzentration greifbar entgegen das tragische Element im Verdegang unseres Volkes: sein staatliches Dasein ist beherrscht worden durch den ewigen Wechsel von auf und ab, von Wellenbergen und Wellentälern.

An sich teilt es dies mit der Geschichte jedes anderen Staates, der fähig gewesen ist, Jahrhunderte hindurch seinen Anteil an der Gestaltung des Menschheitschicksals zu üben. Ihrer aller Bahn ist keine ungetrübt glatte gewesen, sie haben sich ebenso im Glück des Triumphs sonnen dürfen wie den Kelch des Rückschlags zu leeren gehabt. Bei kaum einem andern indessen ist die Auseinandersetzung so häufig und oft so überstürzend rasch gewesen. Immer wieder wandelte sich für Deutschland hoher Erfolg in tiefe Not, immer wieder erhob sich der Genius der Nation aus Abgründen auf stolze Höhen. Konnte diese Tatsache in Zeiten des Elends als Quell der Zuversicht dienen, daß die Sonne bald wieder scheinen werde, so ist doch das Maß des Hinundhergerissenwerdens nicht ohne Wirkung auf die seelische Struktur geblieben; es hat einen Schaden hinterlassen, der sich tief eingefressen hat und nicht so leicht zu überwinden war: die in klarer, fester Linie staatlicher Entwicklung verwurzelte Selbstsicherheit politischen Denkens und Empfindens, die den äußeren Erfolg so viel leichter macht, weil sie dem Handeln Stetigkeit und Schwung verleiht, konnte sich angesichts solcher Schwankungen nicht ausbilden.

Derart zwischen den Zeiten, an der Grenze zweier Epochen steht auch das Dreikaiserjahr. Mit Kaiser Wilhelm I. stieg ins Grab die ehrwürdige Gestalt, in der sich die höchsten Erinnerungen an Jahre des Glücks, der Siege und der Erfüllung uralter nationaler Träume verkörperten. Im sicheren Vertrauen, sein Land noch höherem Glanze, noch schöneren Tagen entgegenzuführen, übernahm sein Enkel das Erbe, und das Ende war, daß mit ihm sein Haus den Thron verlor.

Symbolisch aber steht für wenige Wochen zwischen den beiden Kaiser Friedrich. Als eine ihrer leuchtendsten, das Volksbewußtsein besonders fesselnden Gestalten hat er die großen Tage der Reichsgründung miterlebt und hat dann, beschattet durch ganz ungewöhnlich lange Dauer des Kronprinzenschicksals, wieder tatenlos der Zeit entgegenharren müssen, da ihm selbst die entscheidende Stelle zufallen würde. Als dies endlich eintrat, da war er ein dem Tode verfallener Mann,

nicht mehr imstande, den Entscheidungen den eigenen Stempel aufzudrücken. So weisen die hundert Tage seines Kaisertums hinüber aus dem einen in das andre Zeitalter. Es verknüpft deren Elemente, Entfalten und Vergehen, Glanz und Tragik.

Das Epochenhafte am Inhalt des Dreikaiserjahres hat schon der Herold des deutschen Einheitsgedankens, Heinrich von Treitschke, unter den Zeitgenossen deutlich gespürt und zum Ausdruck gebracht. Natürlich lag es an sich nahe genug, das Ende eines so langen, an gewaltigen Ereignissen überreichen Regiments wie Kaiser Wilhelms I., den ans Herz greifenden Abschied von seiner in ihrer majestätischen Würde menschlich so liebenswerten, vom höchsten Greisenalter verkörpert Gestalt auch als Abschluß eines Zeitalters zu empfinden. Dies allgemein herrschende Gefühl hat Treitschke ebenfalls ausgesprochen, indem er das Bild des Hingegangenen in die schönen Worte faßte: „An seiner schlichten Größe war nichts blendend, nichts rätselhaft außer der fast übermenschlichen Lebenskraft des Leibes und der Seele. Alle konnten ihn verstehen, nur nicht der Hochmut der Halbbildung; allen, den Geistreichen wie den Einfältigen, konnte die stärkste Kraft seines Charakters, die unwandelbare Pflichttreue, zum Vorbild dienen. So ward er der beliebteste aller hohenzollernschen Herrscher. Wärmer, inniger von Jahr zu Jahr schloß sich die Nation ihrem Kaiser an . . . Als er dahinging, da war allen zumute, als ob Deutschland ohne ihn nicht leben könne, obwohl wir doch seit Jahren schon das Ende erwarten mußten.“

Mit der Würdigung dieses persönlichen Verlustes, den die Nation erlitten hatte, begnügte sich Treitschke jedoch nicht. Sein Blick drang tiefer, hinter dem persönlichen fühlte er den sachlichen Gehalt der Zeitenwende: „Nach dem glücklichsten aller ihrer Herrscher beweint die Nation den unglücklichsten. Es ist, als sollten mit der Herrlichkeit von Kaiser und Reich auch die ungeheuren tragischen Schicksalswechsel unserer alten Kaisergeschichte sich erneuern.“ Die drohenden Gefahren waren ihm also bewußt, er fürchtete den Neid der Götter, aber seine Hoffnung galt der jugendfrischen Persönlichkeit des dritten Kaisers, dessen ersten Taten er die Sicherheit glaubte entnehmen zu dürfen, daß er den guten Geist der Reichsgründungsjahre nicht verlorengehen lassen werde.

Damit sprach der Historiker eine Zuversicht aus, die damals in allen maßgebenden Kreisen empfunden wurde, und zwar um so gewisser, als der Wechsel auf dem Throne zunächst noch nicht auch den im Amte des Reichskanzlers zur Folge hatte. Im Gegenteil, fester als je schienen die Zügel in Fürst Bismarcks Händen zu liegen. Wiederholt hatte sich Prinz Wilhelm demonstrativ und mit Leidenschaft zu ihm als politischem Meister bekannt, in frischer Erinnerung war noch der Trinkspruch, den der Kronprinz an Bismarcks Geburtstag ausgebracht hatte auf den Fahnenträger, der das Reichspanier emporhalte. Während der Öffentlichkeit bewußt war, daß der Kanzler bei Kaiser Friedrich in dessen Kronprinzenzeit nicht selten auf schroff abweichende Ansicht gestossen war, während sie dann gefürchtet hatte, daß dies sich verstärkt wiederholen würde, nachdem die Krone auf ihn übergegangen, schien jetzt kein Grund mehr zur Sorge gegeben, daß das Steuer vor der Zeit dem Fürsten entwunden werden könne. Damit

durfte die Gewähr für unbeeinträchtigte Kontinuität der erfolgreichen Führung als geschaffen gelten. Es sah so aus, als ob der Thronwechsel nicht über den persönlichen Sinn hinaus bedeutungsvoll werden sollte, als ob er nicht den Charakter des Epocheneinschnittes gewinnen werde.

Aber nur kurze Zeit blieb die Harmonie erhalten, dann hat sich Kaiser Wilhelm II. von Bismarck getrennt. Gewiß standen zwischen ihnen eine Reihe ernster, sachlich politischer Gegensätze, Gegensätze außenpolitischer, innenpolitischer, sozialpolitischer Natur. Aber diese waren nicht derart unverföhnlichen Charakters, um den tragischen Ausgang zur Notwendigkeit zu machen. Unvermeidbar ist er deshalb geworden, weil der Monarch durch den an Selbständigkeit gewöhnten alten Kanzler die Freiheit seiner Entschlüsse und seines Handelns bedroht fühlte, weil ihm eingeflüstert wurde, daß Friedrich II. nicht der Große geworden wäre, wenn er in seinen Anfängen hinter einen alten verdienten Ratgeber zurückgetreten wäre. Dies rein persönliche Moment ist das ausschlaggebende gewesen.

Dennoch hat Bismarcks Sturz auch sachlich die deutsche Politik in neue Bahnen gelenkt. So sehr der junge Kaiser sich mit seinen Ratgebern mühte, die großen Richtlinien, die der Fürst gezeichnet hatte, fortzusetzen, und so sehr sie subjektiv vom Erfolg dieses Mühens überzeugt waren, sind es faktisch doch andere Wege gewesen, die sie gingen. Es war eben ein Ding der Unmöglichkeit, Bismarcksche Politik ohne Bismarck treiben zu wollen. Nicht nur das Fehlen des schöpferisch gestaltenden Geistes, vor allem auch das seiner in Jahrzehnten erworbenen überragenden internationalen Autorität gab zwangsläufig allen Schritten der Reichsregierung einen völlig veränderten Charakter. So steigerte sich trotz allem der persönliche Wechsel in den vollen sachlichen hinein. Der Umschwung der Zeiten setzte sich durch, und damit ist der zweite Thronwechsel des Jahres 1888 dennoch zum Schicksal des deutschen Staates geworden.

In Wilhelm I. hatte die Nation die Verkörperung des Altpreußentums verehrt, das durch zähe Kraft und eiserne Arbeit sich unter den festländischen Großmächten von der letzten an die führende Stelle emporgearbeitet hatte. Es hat dies vollbracht, indem es sich, trotz allen aus berechtigtem Stolz auf die eigene Art und die eigene Vergangenheit geborenen Widerstrebens, dem größeren Rahmen, dienend und herrschend zugleich, einfügte und sich hinübersand auf den breiteren Boden des nationalen deutschen Staates. Das so geschaffene Betätigungsfeld hat der neue Kurs noch erweitert, aber er hat es allzusehr erweitert, und deshalb ist der Erfolg ihm nicht treu geblieben.

Nicht daß er Weltpolitik sich zum Leitstern erkoren hat, darf ihm als Fehler angerechnet werden. Die deutsche Großmacht, die sich innerlich vom agrarischen zum überwiegend industriellen Staat umgestellt hatte, konnte und durfte sich nicht dem Charakter des Zeitalters verschließen, der nun einmal durch Hochkapitalismus und Imperialismus gegeben war, sollte sie nicht sich selbst der Grundlage gesunder Entwicklung berauben und hoffnungslos hinter anderen Mächten zurückfallen. Hat doch auch schon der Schöpfer der Reichseinheit diese Tatsache als unvermeidlich gegeben anerkannt, indem er den entscheidenden Schritt nach Übersee vollzog. Dem Schwergewicht wirtschafts- und bevölkerungspolitischer

Motive vermochte Bismarck sich nicht zu entziehen, obwohl er sehr deutlich empfand, daß hier nicht bloß Vorteile winkten, sondern auch ernste Gefahren, weil auf diese Weise die Gesamtlage sich außerordentlich komplizierte. Aber er durfte nicht in Widerspruch geraten zu den gebieterischen Forderungen der Zeit, traute sich auch die Fähigkeit zu, der Schwierigkeiten Herr zu werden, und leitete so die deutsche Weltpolitik ein.

Grundsätzlich also ist es nichts Neues gewesen, wenn Wilhelm II. und seine Ratgeber sich zu weltpolitischen Zielen bekannten, aber sie taten es mit verstärktem Gewicht und erhöhtem Tempo. Der verhängnisvolle Unterschied liegt darin, daß jetzt die Relation zwischen europäischen und weltpolitischen Fragen nicht mehr im richtigen Maßstab gesehen wurde. Die Intensität, mit der sich das Deutschland Kaiser Wilhelms II. den weltpolitischen Aufgaben hingab, steigerte sich derart, daß es ihnen die obersten Ziele entnahm und darüber nicht genügend dem Rechnung trug, was Bismarck zum Ausgangspunkt aller seiner Entschlüsse genommen hatte, daß nach wie vor die eigentlich lebensentscheidenden Probleme ihm notwendig auf dem europäischen Festland erwuchsen, aus dem Verhältnis zu seinen großmächtlichen Nachbarn. Indem es allzu weitgehend den Schwerpunkt seines Lebensdranges auf das weltpolitische Feld verschob, lud es allzu viele verschiedenartige Aufgaben auf seine Schultern und schuf sich allzu viele Feinde, um ihrer Vereinigung siegreich standhalten zu können. So ging schließlich verloren, was das vorhergehende Zeitalter gewonnen hatte.

Um solches Ende herbeizuführen, wirkte noch etwas anderes mit, wodurch das Jahr 1888 zum Schicksal für Deutschland geworden ist. Wie bei dem Konflikt, der zu Bismarcks Ausscheiden aus dem Dienste führte, der Altersunterschied der beiden Gegner eine besonders wichtige Rolle gespielt hat, so hat sich danach mit voller Schärfe in der ganzen Entwicklung der deutschen politischen Verhältnisse die Tatsache geltend gemacht, daß mit der kurzen Dauer von Kaiser Friedrichs Regiment eine ganze Generation sich übersprungen fand. Auf die alten Ratgeber Kaiser Wilhelms I. folgten die Vertrauensmänner Kaiser Wilhelms II., und diese waren zunächst wieder zum Teil der alten Generation, die bisher im Amt gewesen war, entnommen und wurden dann von der ganz jungen gestellt. Die mittlere blieb unberücksichtigt und ging der Gelegenheit verlustig, ihre Prinzipien und ihre Fähigkeiten zur Wirkung zu bringen. Es ist kein Zufall, daß sich in den Reden des neuen Herrschers ständig das Bekenntnis zu seinem Großvater findet und von seinem Vater kaum gesprochen wird. Der klassische Generationengegensatz hat hier deutlichsten Ausdruck gefunden.

Daß allerdings eine längere Regierung Kaiser Friedrichs, wobei ein ganz neuer Kreis von Männern an die entscheidenden Stellen gekommen wäre, einen vollen Systemwechsel zuungunsten der konservativen Prinzipien gebracht haben würde, diese Hoffnung der Liberalen und Demokraten würde sich wohl kaum in ganzem Umfang erfüllt haben. Gewiß traf es zu, daß er als Kronprinz in enger Fühlung mit diesen Gruppen gestanden hatte, und es war auch nicht unberechtigt, wenn sie besondere Erwartungen auf den Einfluß seiner Gemahlin setzten, dem er so stark unterlag. Dennoch muß es zum mindesten als überaus fraglich be-

zeichnet werden, ob er als Kaiser dementsprechend gehandelt haben würde. Denn unverkennbar ist in ihm auch ein ausgesprochener Herrscherstolz, das Bewußtsein, zum Regieren geboren zu sein, lebendig gewesen; gelegentlich brach es mit einer Stärke hervor, die seine Umgebung überraschte und seine liberalen Freunde erschreckte. Einschränkungen der königlichen Gerechtsame hinzunehmen, würde er sich wohl kaum bereit gefunden haben.

Es hätte zu denken geben sollen, daß er sich wiederholt und unzweideutig dem Versuch widersetzt hat, die Armee parlamentarisch bevormunden zu lassen. Sein Wort: „Die Armee darf niemals ein Parlamentsheer werden; sie ist königlich und soll es bleiben“, beweist, daß einer der wichtigsten Programmpunkte der Demokratie an ihm einen entschlossenen Gegner gefunden hätte. Hier wirkte die alte Preußentradition stärker als jeder andere Einfluß. Auch Bismarck erzählt in den Gedanken und Erinnerungen, daß der Prinz ihm im Jahre 1885, als ernste Sorge um das Leben des alten Kaisers gehegt werden mußte, die Frage vorlegte, ob er sein Kanzler bleiben wolle, und den beiden an die Bejahung geknüpften Bedingungen — keine Parlamentsherrschaft und keine ausländischen Einflüsse auf die auswärtige Politik — uneingeschränkt zustimmte mit dem Ausruf: „Kein Gedanke daran!“ Damit hat sich also der Kronprinz auf ein Programm verpflichtet, das zum Teil den Erwartungen schroff zuwiderlief, die seine bisherige Anhängerschaft auf ihn setzte.

Infolgedessen darf man sagen, daß keineswegs nur seine durch die Krankheit bedingte Aktionsunfähigkeit die Erklärung dafür liefert, warum auch in den Hundert Tagen so gut wie alles beim alten blieb. Es ist eben ein alter historischer Erfahrungssatz, daß der zur Krone Gelangte die Welt mit anderen Augen sieht als in der Zeit, wo ihm die Macht noch nicht zugefallen ist. Der Schluß scheint durchaus berechtigt, daß, selbst wenn Kaiser Friedrichs Herrschaft nicht die kurze Episode geblieben wäre, sie die vorausgesehene völlige politische Umstellung nicht gebracht haben würde.

Richtig ist indessen, daß durch sein schnelles Abtreten von der Bühne, durch den Ausfall einer Generation die Lücke gerissen wurde, die das allmähliche und organische Verschmelzen des Altüberkommenen mit den gewaltig aufsteigenden neuen Kräften erschwert hat. Schon im Jahre nach Kaiser Friedrichs Tode hat der ihm persönlich nahestehende, in politischen Dingen sonst allerdings oft wenig glückliche und instinktlichere Gustav Freytag darauf hingewiesen, daß in der Hohenzollerndynastie jedesmal mit dem Nachfolger eine „Ergänzungsfarbe“ zum Wesen des Vorgängers hinzugetreten sei. Er illustrierte dies insbesondere an dem Beispiel der „in den Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. zur Herrschaft gelangten entgegengesetzten Ausstrahlungen ihrer Zeitbildung: Schelling und Herbart, Tieck und E. M. Arndt, Radowiz und Moltke, Mantouffell und Bismarck“, wies aber mit Recht darauf hin, daß das gleiche auch sonst stets Gültigkeit besitze. Diesmal jedoch sei mit dem Hinschwinden einer Fürstenseele, in der alle freiheitlichen und volkstümlichen Regungen gegen engherzige Beamtenherrschaft, alle Arbeit für Wissenschaft und Kunst freudigen und verständnisvollen Widerhall gefunden hätten, diese Ergänzungsfarbe ausgefallen. „Wer ver-

möchte zu sagen, ob das Ausfallen dieser eigentümlichen Mischung von Bildungselementen einen Einfluß auf die nationale Entwicklung haben wird? Denn solche Zeitfärbung des Herrschers ist ja nur eine von den Eigenschaften, welche seinen Inhalt ausmachen, und es gibt viele andere, welche bedeutsamer sein mögen. Aber auf die Tatsache dürfen wir hinweisen, auch wenn wir den guten Geistern unsres Lebens fröhlich vertrauen.“

Freitags derart vorsichtig verhüllte Sorge hat sich als berechtigt erwiesen. Unverkennbar allerdings ist im neuen Kurs der ehrliche Wille herrschend gewesen, die dem alten fehlenden Farben nachzutragen, und gerade den Gebieten, auf denen Freitag von Kaiser Friedrich sich besonders viel versprochen hatte, hat auch Kaiser Wilhelm II. sein lebhaftes Interesse zugewendet. Volkstümlich wollte er erst recht sein — der Entschluß zu noch stärkerer sozialer Förderung der Arbeiterschaft, als sie mit der Kaiserlichen Botschaft von 1881 bereits eingeleitet war, hat bei der Trennung von Bismarck besondere Bedeutung besessen —, und daß er sich den Bedürfnissen von Kunst und Wissenschaft gegenüber kalt oder gleichgültig verhalten habe, wird niemand behaupten. Auf die Dauer jedoch ist das eingetreten, was Freitag befürchtet hatte. Denn während die Wissenschaft sich stets der persönlichsten Anteilnahme des Kaisers zu erfreuen gehabt hat, so daß eine ihrer grundlegenden Organisationen noch heute mit Recht seinen Namen trägt, hat sich seine Fürsorge für die Kunst einseitig auf das seinem eigenen Geschmack Gemäße beschränkt, und der soziale Anlauf erlahmte bei der ersten großen Enttäuschung, weiterer Ausbau der politischen Institutionen im Sinne größerer Volkstümlichkeit ist nicht erfolgt. Zu spät und zu schwach wurden die besonders stark auf der Stimmung lastenden Probleme in Angriff genommen. Die Leitung des deutschen Staates hat die Forderung, die an sie gestellt wurde und gestellt werden mußte, sich fortgesetzt als wirkende Macht und lebendige Gewalt tätig in der Wirklichkeit des modernen Lebens zu erweisen, nicht zu erfüllen vermocht.

Daß die Generation Kaiser Friedrichs hieran hätte ändern können, wenn sie unter seiner Führung hätte an die Arbeit gehen dürfen, ist zwar nicht zu beweisen, aber auch nicht zu widerlegen. So aber hat sich als verhängnisvoller Schaden die Stagnation des politischen Zustandes eingestellt, und aus ihr hat sich die verderbliche Atmosphäre entwickelt, die uns aus der Fülle der Denkwürdigkeiten von vor wie hinter den Kulissen stehenden Persönlichkeiten entgegentritt. Die Ältern und Neuem gerecht werdende, ausgleichende Überleitung blieb aus, das Zeitalter Wilhelms II. steuerte der Katastrophe entgegen. Wieder einmal hat Deutschland den ungeheuren Schicksalswechsel sich vorbereiten und dann vollenden gesehen.

Aus dem Alltag der Antike

II.

Der kluge Blick der alten Völker hat bereits vor viertausend Jahren, von der Vernunft geleitet, den Alltag zum Kunstwerk gestaltet. Wer die Gesetze des physischen und sozialen Lebens recht erforschte, bekam gleichsam einen Hebel in die Hand, an dem er die Welt aus den Angeln hob und selber wurde wie Gott. Der Mathematiker und Ingenieur Archimedes wollte mit seinen Maschinen die Erde in neue Bahnen lenken. Technik und Wissenschaft der Neuzeit knüpfen an diese rationale Beschwingtheit der Antike wieder an, beruhen zum guten Teil auf ihren Erfindungen und Einrichtungen, die das tägliche Dasein erst erträglich gemacht und gesteigerte Leistungen ermöglicht haben.

Die Städte Mesopotamiens waren einst nicht krumm, winkelig, malerisch und dabei eng und dumpfig wie bei uns im Mittelalter, sondern sie hatten gerade, regelmäßige Straßen, die sich rechteckig schnitten, und waren so angelegt, daß die kühlenden Winde, die aus einer bestimmten Richtung kommen, Straßen und Stuben durchlüfteten. Die gerade, breite Straße war ursprünglich ein Luftkanal. Ein findiger griechischer Architekt, Hippodamos, sah das und baute danach seine von der Malaria heimgesuchte Vaterstadt Milet um, die Wiege der Wissenschaft Europas, deren Markttor Berlin bewahrt, so zwar, daß nun die Hauptstraßen der neuen Stadt dem heilsamen Seewind zugänglich waren. Perikles, der Führer des Reiches der Athener, dem keine schöpferische Neuheit entging, übertrug dem miletischen Architekten den Neubau der Hafenstadt Peiraeus und ließ die athenische Kolonie Thurio in Unteritalien von ihm anlegen. Als die Bewohner von Rhodos, der letzten großen Handelsrepublik Griechenlands, die bis dahin zerstreut in kleinen Orten gewohnt hatten, beschloßen, in eine Stadt zusammenzuziehen, ließen sie sich Hippodamos kommen. Alexandria, die ägyptische Weltstadt und Residenz, der glänzende Mittelpunkt der hellenistischen Kultur, wurde gleichfalls schachbrettartig angelegt wie Chicago.

Dem praktischen Sinn der Römer leuchtete der Vorteil dieser Bauweise ein. Sie legten Militärlager (castra) und Kolonien in dieser amerikanischen Art an. So haben sie u. a. Turin und das alte Trier gebaut. Die älteren Städte der Germanen dagegen wuchsen unregelmäßig empor. Sich in Bauordnungen zu fügen, widerstrebte dem unabhängigen Sinn. Aber als dann später, besonders in Ost- und Norddeutschland unter der Führung von Bischöfen und Fürsten Hunderte von neuen Städten gegründet wurden, griff man auf die Baugedanken der römischen Militärarchitekten und des Hippodamos zurück, indem man z. B. in Leipzig, Dresden, Breslau regelmäßige Stadtanlagen schuf. Ihre Mitte nahm ein viereckiger Marktplatz ein. Von ihm gingen Straßen ab, die einander rechtwinklig schnitten, wenn auch nicht immer mathematisch genau.

Als die Ahnen der Griechen in Hellas einwanderten, brachten sie aus dem

Norden ein rechteckiges, fensterloses Wohnhaus, das Megaron samt seiner Vorhalle, mit. Sie fanden bald, daß sich's im warmen Süden unter der Vorhalle besser wohne als drinnen. Sie schufen den Typ eines neuen Hauses, bei dem sich Säulenhallen um einen Gartenhof mit Wasserbassin zogen. Auf die Hallen gingen die Türen der Gemächer. Da saß und wandelte man den ganzen Tag in schattiger, duftender, frischer Kühle. Nach dem Vorbild der Griechen sind auch die Römer aus ihrem rauchgeschwärzten „Atrium“ ins Freie gezogen. Wir bewundern noch die friedliche, dem Lärm und Staub der Gasse abgewandte, ganz nach innen gefehrte Stille dieser geschmückten Säulenhöfe, in denen Männer und Frauen der Antike ihren Alltag heiter verbracht haben.

War es ihnen daheim zu still, so wandelten sie auf die Gasse, auf den Markt, wo ja nirgends ein Wagen den Spaziergänger gefährdete, um mit den anderen Bürgern zu schwätzen und zu klatschen. Denn die Stadt mit ihren kühlen Straßen, ihren Laubengängen und Tempelhallen, ihren Parks, Sportplätzen und Bädern, war ein erweitertes Wohnhaus. Die Stadt war, vom Volke begründet und regiert, sein freier Tummelplatz. Weil die Menschen viel draußen beieinander waren, keiner sich allzusehr ins private Dasein zurückzog, gab es eine öffentliche Meinung, die eine Macht war. Darum war das Volk von Athen ein Souverän, der über Leben und Tod, Land und Meer gebot, darum warben noch die göttlichsten Cäsaren um den Beifall der drohenden Strafe.

Man sah auf der Straße meist nur Männer. Im alten Hellas gingen sie morgens in die Bazaar, wo, wie im Mittelalter bei uns, Schuster neben Schuster, Töpfer neben Töpfer saß, und kauften ein. Der Globetrotter Herodot war entsetzt, als er sah, wie in Ägypten die Frau, die hier viel freier war, statt des Mannes auf den Markt ging. Wer sich nach seinen Besorgungen erholen wollte, spazierte ins Grüne. Zu Athen hat der siegreiche General Kimon den ersten Stadtpark des Abendlandes geschaffen. Noch berühmter war Daphne, der Park von Antiochia, mit seinen kühlen Quellen und duftenden Beeten der schönste Fleck auf Erden, wie man fand. Die königlichen und öffentlichen Gärten von Alexandria nahmen ein Viertel des Umfanges der Riesenstadt ein. Cäsar vermachte seine Lustgärten in Rom dem Volk zur Promenade. In den Stadtparks des Augustus traf sich die halbe und ganze Welt, so der Dichter Ovid mit seiner Freundin. Die Griechen wohnten so gern unter grünen Bäumen, daß die Philosophen im Garten Schule hielten und die Jünger Zenons nach der offenen Halle, der Stoa, wo sie lernten, Stoiker genannt wurden, während die des Aristoteles nach einem Wandelgang (peripatos) Peripatetiker hießen. Wer nicht nur hören, sondern auch lesen wollte, brauchte nur in eine der großen öffentlichen Bibliotheken zu gehen, wie sie die Kaiser und Könige mit großem Sammeleifer zusammengebracht hatten, so in Alexandria, Pergamon, Rom. „Kataloge“ gaben Auskunft über den Bestand der Bücherei.

Die ärmeren Bürger der Reichshauptstadt Rom wohnten freilich nicht so idyllisch, sondern zu Tausenden in vielstöckigen Häuserblocks, die von Spekulant als Mietkasernen errichtet wurden. Ein derartiges fünfstöckiges Wohnhaus ist in Rom noch zu sehen, mit großen Läden im Erdgeschoß. Cicero, Advokat,

Philosoph und Senator, bezog aus den Mieten seiner Stadthäuser eine Jahresrente von siebzehntausend Mark. Einmal bezahlte Cäsar allen Römern ein Jahr lang die Wohnungsmiete im Betrage von je vierhundert Mark. Er hat auch für den Schutz der kleinen Mieter gesorgt. Mit diesen Häusern haben die Alten den Typ geschaffen, der noch unser städtisches Leben bestimmt. Das ist das Haus, das sein Gesicht der Straße zukehrt. Diese Häuser hatten bereits größere „Fenster“ (lateinisches Wort), während das altgriechische und altrömische Haus Luft und Licht durch die offene Hostiä empfang und nach der Straße zu nur wenige, kleine, anfangs nicht verglaste Fenster besaß. Indem sie das Glas und die Fenster erfanden, haben die Alten uns Nordländern, die wir nicht immer draußen sein können, erst ein behagliches, erhelltes Wohnen ermöglicht. Die älteste bekannte Glasflasche der Welt ist aus Ägypten und stammt aus dem Jahre 1400 v. Chr. Glas wurde in Mengen erzeugt. Zur Römerzeit war die rheinische Glasindustrie berühmt. Die riesigen Volksbäder waren durch große Glascheiben erleuchtet.

Neben dem Fenster verdanken wir der Antike den Brunnen. Die Kunst, durch Bohren eines Brunnenlochs überall oder an vielen Orten der Erde Wasser zu finden, wurde wohl in Ägypten zuerst geübt. Die praktischen, kolonisierenden, allenthalben städtegründenden Römer erkannten sofort den Wert dieser Kunst, die es erlaubt, auch fern von Flüssen, Quellen, Seen Siedelungen anzulegen, und machten eifrig von ihr Gebrauch.

Wem es zur Zeit des Cäsar oder Augustus in seinem Hause mit den Marmormosaikfußböden im Winter zu kalt wurde, der konnte, wenn Berge und Wälder rings um Rom mit Schnee bedeckt und die Flüsse zugefroren waren, mit altem Sabiner oder Falerner einheizen, wie der trinkfrohe Horaz erzählt; er konnte auch, gleich dem nüchternen Kaiser Augustus, drei hausgewebte Pullover übereinander anziehen und dazu Kohlenbecken in seinem Arbeitszimmer aufstellen. Wer ein Haus mit Zentralheizung besaß, war besser dran. Sie hatte der Ingenieur und Industrielle Sergius Orata um 80 v. Chr. erfunden. Er verdiente ein Vermögen, indem er alte Häuser billig aufkaufte, in ihnen seine Röhren einbaute und die Häuser dann mit hohem Gewinn loschlug. Er ließ von einem Zentralofen aus warme Luft durch Hohlräume unterhalb des Fußbodens entlang streichen und innerhalb der senkrechten Wände emporsteigen. Die Wärme hielt lange vor. Diese Heißluftheizung bewährte sich und wurde in vielen Häusern des Altertums eingebaut.

Die Germanen haben von den Römern zwar die Zentralheizung nicht übernommen, wohl aber den Kamin, d. h. die Feuerstelle mit einem zum Dach reichenden Abzugsweg (caminus bedeutet „Weg“) für den Rauch, einem „Rauchfang und vielleicht auch die „Stube“, das heizbare Gemach, die ursprünglich ein Baderaum (vgl. latein. extufare, „heizen“, ital. stufa, „Ofen“, franz. etuve, „Badezimmer“) war. Wem es zur Römerzeit im Sommer daheim zu heiß war, ließ sich in sein Wohnzimmer eine Kühltanlage einbauen, eine Art künstlichen Wasserfalls, marmorne Treppchen, über deren Stufen kaltes Wasser herabrieselte. An fließendem Wasser aus der Leitung war in Rom und anderweit nie Mangel.

Das reine, frische, kühlende Wasser, wie es den Bergen entspringt, haben die Alten wie etwas Göttliches verehrt. Die Griechen und Römer wollten es auch daheim in ihren Städten und Häusern nicht missen. Deshalb legten sie ihre berühmten Aquädukte an, die von weit her, von hohen Bergen herab, reines, gesündestes Wasser aus unerschöpflichen Quellen oder Falsperren durch Tunnel und auf hohen meilenlangen Bögen bis in jedes Gemach leiteten. Die Röhren der Leitung waren aus Beton. Diese Aquädukte finden wir in der römischen Campagna, bei Mek, in Spanien, Südfrankreich (Pont du Gard), Konstantinopel, Nordafrika. Wir bewundern den Schwung ihrer hoch und kühn gewölbten Bögen. Sie waren Wahrzeichen des Reichs. Wenn die Römer einen ihrer großen Konsuln rühmen wollten, so sagten sie: er hat eine Wasserleitung gebaut. Das galt soviel wie ein Sieg.

Bereits im 4. Jahrhundert vor Christus legte Appius aus dem hochbegabten Geschlecht der Claudier, dem später das Kaiserhaus entstammte, eine Wasserleitung und eine Heerstraße an, die Via Appia, aus der dann eine Gräberstraße wurde. Bei den Griechen waren die „Tyrrannen“ Peisistratos von Athen und Polykrates von Samos berühmt, weil sie, lange vor Appius Claudius, im 6. Jahrhundert vor Christus, Wasserleitungen bauten. Hier wurden keine Bögen angelegt, sondern das Wasser kam vom Berg herab, lief eine Weile in der Ebene und stieg dann nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren, das den Griechen bekannt war und demzufolge wir unsere Wassertürme bauen, in den Häusern von selbst empor. Mitunter mußten Tunnel gebohrt werden, wenn zwischen Quelle und Stadt ein Berg lag. Dann bohrte man, wie noch heute, den Tunnel von beiden Seiten. König Hiskia erzählt in einer Gedenktafel von zirka 700 v. Chr., wie sich beim Bau der Siloahwasserleitung zu Jerusalem die Techniker und Arbeiter von beiden Seiten her richtig in der Mitte trafen.

Tunnel wurden übrigens auch gebaut, wenn zu viel Wasser im Gebirge war, wenn ein See überzulaufen und das Umland zu überschwemmen drohte. Der auch sonst hervorragende Kaiser Claudius wurde gefeiert, weil er erstens einen neuen Aquädukt für Rom erbaute und zweitens weil er 52 n. Chr. den Lago di Fucino senkte und verkleinerte mit Hilfe eines Abzugsstollens, der mit seinem Laufe von über fünf Kilometern bis zur Durchstechung des Monte Cenero (1860) der längste Tunnel der Welt war und nach langem Verfall erst 1854 bis 1875 mit einem Aufwand von 34 Millionen Mark wiederhergestellt wurde. Der Abzugskanal des Lago di Albano, angeblich 396 v. Chr. angelegt, ist seit dem Altertum ohne Unterbrechung in Funktion.

Abzugskanäle oder Kloaken zur Beseitigung der städtischen Abfallstoffe hat es schon in Babylon und Ninive gegeben. Mit ihrer Cloaca maxima, einem Kanal, der über drei Meter breit und vier Meter hoch war, und dessen Seitenkanälen hat die altrömische Stadtverwaltung ein großartiges Werk geschaffen, das noch heute in Tätigkeit ist und modernen Anlagen nicht nachsteht. Auch die Provinzstädte waren kanalisiert. In dem hochgebildeten Berlin war es vor 100 Jahren auf den Straßen vor Gestank der Gasse nicht auszuhalten. Erst nach 1871 wurde die deutsche Reichshauptstadt kanalisiert.



Apostel Johannes aus dem Marienaltar. Krakau, Marienkirche

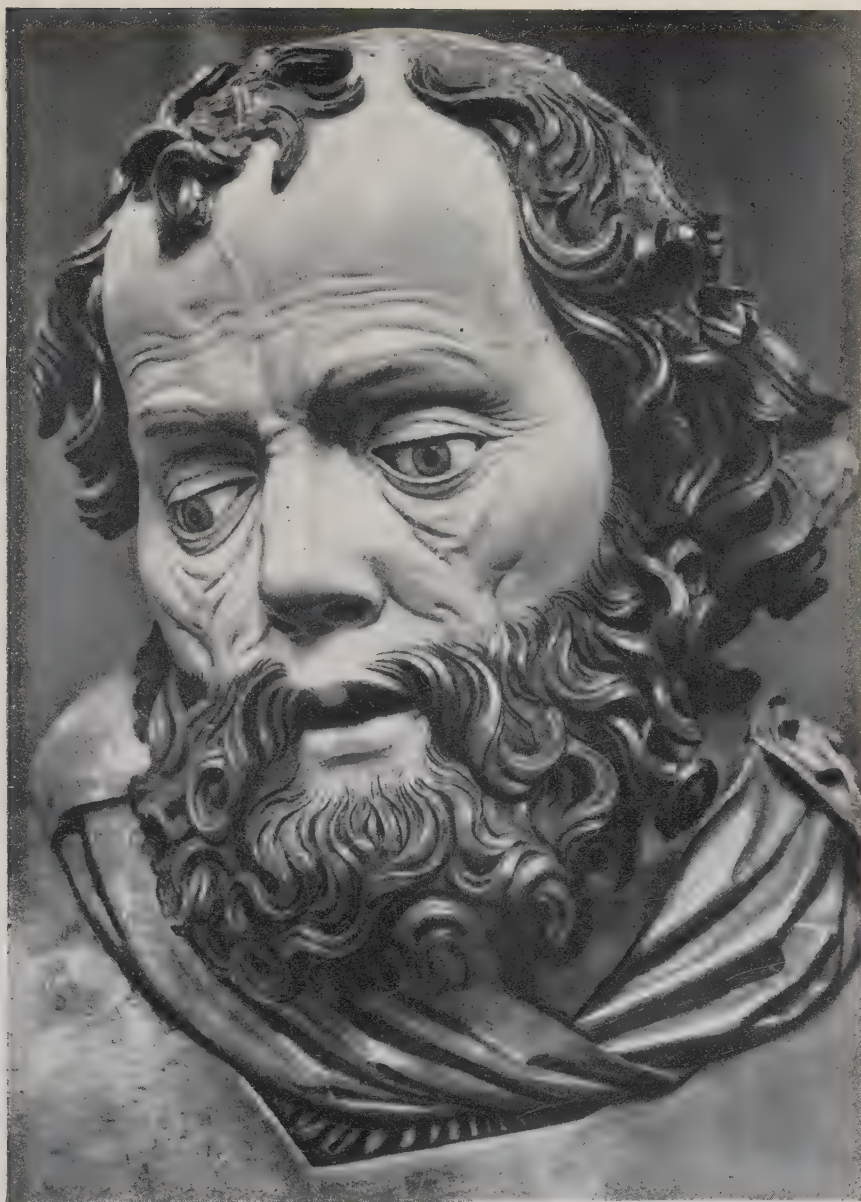
PAUL FECHTER

Veit Stoß

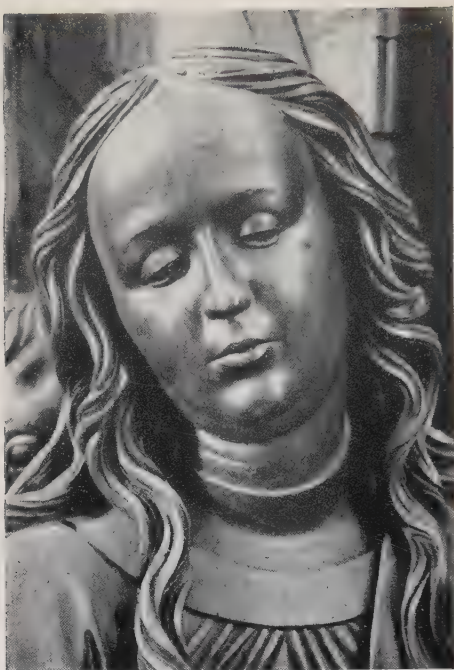
Er ist der seltsamste und rätselhafteste unter den großen Bildhauern der abklingenden Gotik. Auch Till Riemenschneider, den Würzburger Meister aus dem Niederdeutschen, traf ein bitteres Los: ihn riß die Welle des Bauernkriegs mit in die Auflehnung gegen den Hohen Rat: er kam ins Gefängnis, wurde gefoltert, verstummte. Aber die melancholische Welt seiner Heiligen und Fürstbischöfe, seiner Madonnen und Apostel ist zuletzt einfach und klar, gemessen an den von Leben beinahe überfüllten Häuptern der Apostel und Könige des Veit Stoß — und sein Schicksal ist viel mehr vom persönlichen her bestimmt als Riemenschneiders vom allgemeinen Zeitgeschehen herausbeschworene Katastrophe. Es erscheint heute fast unglaublich, daß man einmal Arbeiten von der Hand von Veit Stoß seinem

Zeitgenossen Adam Krafft zugeschrieben hat: mit dessen einfach klarer Handwerkergröße hat sein leidenschaftlich abenteuerliches Dasein kaum etwas gemein. Auch ihn trägt, wie Riemenschneider, die bewegte Zeit: aber ihn trägt zugleich das eigene unbeherrschte Temperament, das ihn schließlich in sein Schicksal reißt. Er spürt die Unruhe des sterbenden Mittelalters: die Gotik wird in ihm Barock, löst sich aus den Bindungen des abstrakten Glaubens und geht ein in die Bereiche der konkreten Wirklichkeit des Lebens, das unruhig und brennend die alten Gestalten durchleuchtet und in einen neuen fremden Bereich hineinbebt. In Pacher war vielleicht eine verwandte Kraft: ihn bändigte die Strenge des Südens, des Mantegna; Veit Stosß zog nach dem Osten, in die Welt der fallenden Grenzen, begann seinen Weg abseits von den Bereichen des Gewohnten aus seinem persönlichsten, eigensten Besitz. Vielleicht bekommt die östliche Welt in seinem Werk ihre ersten wesentlichen Formandeutungen.

Um Herkunft und Abstammung des Bildhauers Veit Stosß war viel Rätsel und langer Streit. Wie um Kopernikus rangen um ihn zwei Völker: die Deutschen und die Polen. Für die Deutschen war und ist Veit Stosß ein Mann aus dem fränkischen Bereich, der wohl schon durch Geburt Nürnberger Bürger war und erst 1477 dies Bürgerrecht aufgab, um nach Krakau auszuwandern und dort sein Heil und seinen Erfolg zu suchen. Für die Polen war er Wit Stwosß, der größte der polnischen Plastiker der beginnenden Renaissance — wie Kopernikus Repräsentant des neuen Polen, so sehr, daß sie bei der Umtaufe der deutschen Straßennamen in Kattowitz die alte deutsche Dürerstraße in ulica Wita Stwosza umtaufen. Der Streit begann vor ungefähr hundert Jahren; das gebildete Polen war fest von seinem Unrecht auf den Meister des Krakauer Marienaltars überzeugt; nur die verschiedenartige Schreibweise des Namens bereitete einige Schwierigkeiten. Am Kassimir-Grabmal im Wawel stand STVOS, daneben las man Stos, auch Stosß; das polnischste war Stwosß. Man kam nicht ins klare. Schließlich wandte sich — Dr. Wilhelm Mak hat über den Fall einmal vortrefflich im Veit-Stosß-Buch des „Oberschlesiers“ berichtet — der Professor Szydlowski in einem Schreiben an die Redaktion des *Jezyk Polski*. Die wiederum schickte den Brief an den Germanisten der Posener Universität, Professor Kleczkowski — und dessen Antwort, im Februarheft 1924 der polnischen Zeitschrift veröffentlicht, brachte Klarheit in den Wirrwarr. Kleczkowski stellte fest, daß die Sprache des Bildhauers Veit Stosß, wie sie in Briefen und Quittungen überliefert ist, nichts Gemeinsames habe mit dem Deutsch, das in Krakau, Breslau oder in der Zips gesprochen wurde, d. h. mit dem Schlesi-Deutschen. Sie habe auch nichts mit dem Sächsisch-Luthers zu tun, sei vielmehr vollkommen identisch mit der Mundart von Nürnberg. Stosß war ein Deutscher aus Nürnberg: wenn sein Name, der in den Nürnberger Akten 128mal mit o, 13mal mit oe, ö und zweimal durch den Künstler selber mit wo, vo geschrieben wird, so bestehe kein Zweifel, daß wir es hier mit einem langen o zu tun haben. Die Schreibung wo, vo sei der Ausdruck für das alte bairische uo, das damals in Nürnberg nicht mehr gesprochen wurde, aber offenbar in der Schreibung noch vorkam. Der Künstler sprach sich Veit Stosß (also nicht polnisch Stwosß).



Apostel aus dem Marienaltar. Krakau, Marienkirche



Maria aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche

Vertikaltendenz schon fast völlig an die irdische Horizontale der Renaissance abgegeben hat, wühlt in den Gewändern, den formelhaften Bärten der Apostel das ans Licht drängende Barock: in den Gesichtern brennt das Leben mit einer Intensität, die das seltsame Schicksal des Meisters begreiflich macht. Die Realität drang bei ihm nicht von außen ein, in den oft bemerkten Zügen der Judenkappen und des Stoffpanzers: sie durchglühte das Werk von innen heraus, von den Menschengesichtern her. Die Köpfe der Apostel, die den Alten umstehen, der die tote Maria aufrecht hält, deren Seele über ihm gen Himmel fährt, sind von einer solchen Fülle des Lebens, daß man darüber die durch falsche Restauration entleerten Gesten und Stellungen völlig zu übersehen vermag. Das Seelische ist so bis an die persönliche Wahrheit jedes Einzelnen vorgetrieben, daß die gotischen Zeitzüge fast wie Verkleidung, wie Kostüm empfunden werden. Die beiden Häupter im Hintergrund, neben der Mittelfigur, vor allem der halb fahle Kopf zur Linken, der viel reproduzierte bartlose erste Apostel rechts sind Individuen, beinahe Porträts, Menschen der Wirklichkeit, die bis zum letzten erfüllt sind von Substanz und Wesen. Sie geben es nicht im Anteil an dem geheimnisvollen Vorgang der Himmelfahrt aus: sie sind seine wissenden, besessenen Mittler zu der Gemeinde hin, die dem Altar naht — aber auch nur durch ihr Dasein und ihre Erfüllung. Dramatisch ergibt sich nicht aus

Für die polnische Wissenschaft war durch die Feststellungen Kleczkowskis der Fall erledigt. Für die Mehrheit der Polen blieb Weit Stoß wie Kopernikus trotz aller Wissenschaft Pole — und diesem Umstand ist es wohl auch zu verdanken, daß jetzt in der polnischen Koje in der großen Handwerksausstellung in Berlin eine Kopie des Krakauer Marienaltars zu sehen ist, des einen großen Altarwerks, das Weit Stoß geschaffen hat. Die vielen, die Krakau nicht kennen, werden gern die willkommene Gelegenheit nutzen, das Werk des alten Nürnberger Meisters nicht nur nach Photographien kennenzulernen: bricht doch in ihm durch alle Legende und Heilige Handlung die Wirklichkeit mit einer Kraft, wie sie seit den Tagen der Naumburger Letznerreliefs selten erlebt war. Unter dem gotischen Gehäuse, das die

dieser gefährlichen Versammlung von Menschen, die, dem Wunder des Lebens ganz nahe, ihm alles zuzutrauen bereit sind, die Wucht ihres inneren Besitzes aber nur durch ihr bloßes Dasein, ihre Realität für alles, was zu ihrer Welt gehört, einsetzen.

Der Mann, der auf der Höhe seines Lebens dieses Werk schuf, konnte diese Fülle brängstiger Innerlichkeit nur geben, weil in ihm selber der gleiche Überdruck des Lebens war. Veit Stoß muß einer der großen Besessenen gewesen sein, einer von den Menschen, die nur aus ihrem Wesen und dem selbstverständlichen Glauben an das Recht dieses Wesens leben. Nur so versteht man die ohne allen Naturalismus erschreckende Wirklichkeitskraft von Werken wie der Heiligen Anna Selbdrift in der Wiener Annenkirche; nur so versteht man sein selbstgeschaffenes Schicksal, das sein Wesensbild bis heute verwirrend bestimmt. Der Mann, der für die Krakauer Deutsche Gemeinde das Wunderwerk des Marienaltars schafft, der den Jagellonen Grabmäler errichtet und als begüterter Meister nach Nürnberg heimkehrt, begeht, im sachlich berechtigten Kampf um das Vermögen, das er sich im Polnischen erwarb, etwas, was wir heute eine glatte Wechselfälschung nennen würden. Der Nürnberger Jakob Vaner — dem er seine 1265 Gulden übergibt und der ihm, obwohl oder weil er weiß, daß Hans Starzedl ein fauler Kunde ist, den Rat erteilt, das Geld von ihm fortzunehmen und Starzedl zu übertragen, worauf Vaner sich für Schulden, die eben dieser andere bei ihm hat, an Stosens Geld schadlos hält — Jakob Vaner war sicher ein großer Gauner: aber nur ein von seinem jeweiligen Ziel Besessener wie Stoß konnte darauf kommen, selber einen neuen Schuldbrief herzustellen, Vaners Handschrift „so natürlich und künstlich“ zu fälschen, daß Vaner selbst zweifelhaft wird, ob er den Wechsel nicht am Ende wirklich unterschrieben hat. Zwei Jahre hält Stoß den Rechtsstreit mit dem Gegner durch; dann versagt seine Energie — er sucht einen Vergleich und verfällt nun der Strafe des Gerichts. „Am Tag Barbare den 4. Decembris, anno 1503 ward er durch di packen und stirn gebrannt“ — ein Entehrter, seiner Freiheit Beraubter! Gewiß, es heißt, man hat „keinen so lind geprent wie ihn“; aber er muß doch zugleich schwören, sein



Engel aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche

Lebelang die Stadt nicht zu verlassen, „wann er het groß vil gepete, wann man wolt im die augen ausgestochen haben“. Es ist von hier nicht mehr sehr weit bis zu Till Riemenschneiders Los.

Aber gerade hier wird seine Überlegenheit über Riemenschneider, wird von neuem die innere Kraft des Mannes sichtbar. Nicht in dem Kampf, den sein Schwiegersohn Jörg Trummer gegen die Nürnberger aufnimmt, aber in der Zäbigkeit, mit der er selbst immer wieder gegen den Rat von Nürnberg angeht, um seine Freizügigkeit, seine Rehabilitierung wiederzuerlangen — und in der Geschicklichkeit, mit der er, kaum drei Jahre nach seinem tiefen Sturz, es durchsetzt, daß Kaiser Maximilian ihm einen Gnadenbrief ausstellt, der die Brandmarkung aufhebt, die Freizügigkeit wenigstens etwas und die bürgerlichen Ehrenrechte ganz wiederherstellt. Riemenschneider, wenig älter, verstummt, als das Unheil über ihn hereinbricht: Veit Stoß hat ein so kräftiges Gewissen und so viel Glauben an sich, daß er den Kampf aufnimmt und mit zäher Energie wenigstens bis zum teilweisen Siege durchhält. Er ist so wenig gebrochen, daß er, mindestens ein Siebziger, das zweite große Werk seines Lebens, wenn man von den Bildern des Münnerstädter Altars und dem Englischen Gruß absieht, den Hochaltar für die frühere Karmeliterkirche in Angriff nimmt, der später in der Oberen Pfarrkirche in Bamberg seine Heimstätte fand. Er ist nicht



*Engel aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche
Photos: Deutscher Kunstverlag, Berlin*

vollendet, er hat manche Abänderung erfahren: er ist im Einzelnen vielleicht noch stärker als der Krafauer. Die Gotik ist im Äußeren dem neuen Stil gewichen: der unzerstörbare Substanzbesitz des alten Meisters aber zwingt auch die Formen der neuen Zeit unter den Bann seiner Wirklichkeit. Der Kopf der Maria ist vielleicht nicht der innerlichste, vertiefteste, wohl aber einer der stärksten unter den unzähligen Müttern Gottes unserer Plastik — und das Gesicht des sitzenden Engels ist von einer Intensität des Lebens, die man nicht vergißt. Von den vielen geheimnisvollen Spätwerken der deutschen Kunst ist dieser Altar eines der geheimnisvollsten, weil noch aus diesem Werk des Greises das gleiche, brennende, gefährliche Leben sprüht, das ihm das Wunder des frühen Altars, zugleich aber auch sein verwirrendes Schicksal eintrug.

Von der anderen Seite des Krieges

Im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ erzählte ich einige kleinere Ereignisse im Zusammenhang mit dem Operettenkrieg in China vor nahezu 40 Jahren; jetzt will ich wenige Episoden mitteilen, im Zusammenhang mit dem, was wir den Großen Krieg nennen, vor 20 Jahren — eine sehr unterschiedliche Angelegenheit.

Jeder Krieg ist schrecklich und ekelhaft, aber wir dachten niemals, daß irgend etwas so schlecht sein könnte wie der letzte Krieg. Jetzt leider wissen diejenigen von uns, die alles bedenken, daß der nächste Krieg zehnmal schlimmer sein wird. Ich bin 73 Jahre, und so werde ich nicht mehr da sein, um durch seine Schrecken bekümmert zu werden, und ich kann nichts tun, meinen armen Kindern und Enkeln zu helfen.

Obwohl ich ein General bin und viele Kriege mitgemacht habe, muß ich doch meine Leser bitten, meinen Worten zu glauben, daß ich das Töten von Menschen hasse. Aber wenn der Staat, dem ich Gehorsam schulde, es für richtig einsieht, daß bestimmte Leute getötet werden müssen, bin ich willens, die Aufgabe zu übernehmen in der Hoffnung, daß ich in der Lage bin, nicht mehr als die notwendige Zahl zu töten, um das gesteckte Ziel zu erreichen, und sie so wenig grausam wie möglich zu töten.

Es gibt nur einen einzigen Mann, den ich wirklich töten möchte, und zwar in der schmerzhaftesten Form: das ist der Dämon, der das schreckliche Schlagwort von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ erfand. Solche Schlagworte hypnotisieren die arme dumme Menschheit — sie klingen alle so freundlich. Aber um das durch diese drei magischen Worte versprochene Paradies zu gewinnen, machen sich die Menschen daran, einander zu töten, so schnell sie nur können. Dann, wenn alles vorbei ist und sie Zeit zum Nachdenken haben, erkennen sie das Schlagwort als ein hoffnungsloses und irreführendes. Der Gedanke ist mir leid, daß der Erfinder dieser Phrase schon tot ist und wir unsere Rache nicht mehr an ihm auslassen können.

Freiheit ist ein Wort, das nur Sinn hat angewandt auf das Individuum und höchstens in einer ganz relativen Bedeutung. Gleichheit kann nicht einen Augenblick in einer Welt existieren, in die der allweise Schöpfer zweitausend Millionen Zweifüßler hineingestellt hat, von denen jeder bis ins Letzte vom andern unterschieden ist. Und was die Brüderlichkeit angeht, so brauchen wir uns nur an die Geschichte von Kain und Abel zu erinnern, um den Wert dieses lieblich tönenden Wortes richtig einzuschätzen.

All diese Vorreden bringen mich zu dem Punkt, einige wenige Ereignisse so kurz wie möglich zu erzählen in Verbindung mit der russischen Revolution, an der teilzunehmen ich gute Gelegenheit hatte. In meinem vorhergehenden Artikel betonte ich, daß, wie schrecklich der Krieg auch sein mag, Komödie und Tragödie doch Hand in Hand gehen und daß selbst der Krieg in seiner schrecklichsten Form

oft Zwischenfälle bringt, die uns lächeln machen. Bei Revolutionen sind beide Gesichtspunkte besonders betont. Revolutionen sind weit schrecklicher als richtiger Krieg und zu gleicher Zeit sehr viel amüsanter. Tatsächlich erlebte ich so komische Sachen, daß ich ihre Schrecken darüber fast vergaß.

Ich will so kurz wie möglich sagen, wie ich in diese Ereignisse hineingezogen wurde. Beim Ausbruch des Krieges näherte ich mich meinem 49. Geburtstag und tat für die ersten acht Monate Dienst in Frankreich im Range eines Obersten. 1915 wurde ich nach Indien geschickt mit dem Rang eines Brigadegenerals, um an den Operationen gegen die Stämme an der Nordwestgrenze Indiens teilzunehmen. In dieser Gegend war der Krieg mehr von der altgewohnten Art, da meine Feinde wirklich gute alte Freunde von mir und ganz bereit waren, nach einer Schlacht zu kommen und mit uns zu reden, und jene felsigen unfruchtbaren Hügel, die Indien von Afghanistan trennen, waren sozusagen meine Heimat gewesen in den letzten 20 Jahren. Diese Operationen gingen fort bis Ende 1917, als ich sehr geheime Befehle erhielt, nach Baku am Kaspischen Meer mit einer sehr kleinen Streitmacht zu gehen, um diese Stadt mit ihren außerordentlich wertvollen Ölfeldern vor dem Fall in Feindeshand zu retten. Man muß zugeben, daß dies ein ziemlich komischer Anfang war: „Nach Baku gehen“, aber kein Wort, wie man dort hinkommt! Gut, um eine lange Geschichte abzukürzen, ich ging wirklich dorthin und half den örtlichen Truppen, den Feind bis zum September aufzuhalten, was genügend war, da wir alle wissen, daß der Krieg zwei Monate später zu Ende ging.

Diese Operationen, die natürlich ein gut Teil Tragödie bedeuteten, lieferten mir die am meisten zum Lachen reizenden Erinnerungen meines Lebens. Ich war dort, um den Bolschewiken zu helfen, die meine Hilfe wollten, weil sie nicht wollten, daß die Türken die Ölfelder in Besitz nahmen. Aber — während sie froh über meine Hilfe waren — haßten sie die Engländer, weil sie „unbarmherzig, tyrannisch und imperialistisch“ waren, und Imperialismus ist natürlich ein Wort, das übel riecht in den Nasen von Revolutionären. Arme verlästerte Engländer! Gab es je etwas einem Empire weniger Gleichendes als die Sammlung von Völkern unter britischer Flagge und gab es jemals etwas weniger Imperialistisches als die Art der Durchschnitts-engländer? Indessen nachdem sie mir gesagt hatten, daß sie alle mich haßten, schützten wir uns sehr herzlich die Hände und waren bald so gute Freunde, wie es unter diesen Umständen möglich war. Ich habe die Russen immer gern gehabt und bedauert, daß sie mich haßen mußten — haßen ist ein so schmutziges Wort und verdient keinen Platz außer in dem Wörterbuch der Hölle — und ehrlich: ich habe niemals gelernt oder zu lernen gewünscht, wie man haßt. Einzelpersonen oder Völker. Nur jenen einzigen Mann, der das Freiheit-Gleichheit-Geschäft erfand, und er ist so lange schon tot, daß er nicht mehr mitzählt. Ich war meiner Ansicht nach gut vorbereitet für meine Aufgabe, da ich schon seit langem meine Dolmetscherprüfung in der wirklich schönen russischen Sprache gemacht hatte; ich hatte lange Zeit unter den Russen in Rußland zur Zarenzeit gelebt und fühlte eine echte Sympathie für diese armen, unwissenden, einfach denkenden Revo-

lutionäre, die als Ergebnis ihrer edlen Anstrengungen den Sinn des alten englischen Sprichworts bestätigt haben: „Out of the frying pan into the fire!“ Den Umständen entsprechend wurde ich ein „Genosse“ — ein abscheuliches Wort, das soviel Hassenswertes enthält unter dünner Verkleidung. Ich war ganz bereit und zufrieden, mich von Arbeitern auf den Rücken klopfen und mich „towarisch“ nennen zu lassen. Aber ich verweigerte die Genehmigung zu „Genosse Dunsterville“ und bestand darauf, „Genosse General“ genannt zu werden, was sie mir freundlich zugestanden. Ich requirierte einen feinen Dampfer auf dem Kaspiischen Meer, und selbstverständlich wehte die britische Flagge. Eine Abordnung von Genossen wartete auf mich und bat mich, sofort dieses schreckliche Symbol des brutalen Imperialismus zu entfernen und statt seiner die trübe und häßliche rote Fahne zu setzen. Das lehnte ich rundweg ab. Aber ich sah ihren Toppunkt wegen der brutalen imperialistischen Idee, und so schlug ich vor, die alte russische Flagge zu setzen. Dies war in ihren Augen unglückseligerweise noch schlechter, deshalb schlug ich ein Kompromiß vor: die russische Flagge verkehrt zu setzen, und dem stimmten sie zu, unwissend, daß dies die Flagge von Serbien bedeutete.

Nachdem ich so den Schauplatz in möglichst wenig Worten festgelegt habe, kann ich einige kleine Bilder dieser denkwürdigen Tage geben. Baku wurde befehligt von einem Komitee von fünf Diktatoren. Ich meinte, daß dies ein Widerspruch in sich sei. Ich konnte einen Diktator verstehen, aber nicht einsehen, wie fünf Leute „diktierten“. Sie begriffen meinen Standpunkt, erklärten aber, daß sie sich gegenseitig nicht genügend trauten, um ihn anzunehmen. Also setzten wir unsere Arbeit unter diesem lächerlichen Schema von fünf Diktatoren fort, von denen jeder allgewaltig war. Der Leser kann sich selber sagen, daß ein solches System zu fortgesetzten Operettenszenen führen mußte.

Zunächst ein Bild vom Kriegsrat. Zu einer Zeit größter Krisis, als es so schien, als ob die angreifenden Türken die Stadt innerhalb von 24 Stunden nehmen würden, wurde ich zu solch einem Rat geladen. Ich protestierte und setzte auseinander, daß Maßnahmen, um den unmittelbar bevorstehenden Angriff zu begegnen, von einem Einzigen angeordnet werden mußten — entweder von mir oder von einem ihrer Generäle. Dies fand überhaupt keine Gnade, da nur ein Mann alles reden sollte und bei einer Revolution jedermann reden will — tatsächlich ist Reden der halbe Spaß bei der ganzen Sache. So hatte ich zum Beispiel bei einer früheren Gelegenheit eine Lektion anhören müssen über die Übel des furchtbaren Imperialismus von einem prominenten Mitglied des revolutionären Komitees — Genossen Chaljapin — 21 Jahre alt, der Trompeter in einem Kavallerieregiment gewesen war. Ich hatte ihn eine halbe Stunde reden lassen und ihn dann unterbrochen mit der Erklärung, daß ich jetzt ganz überzeugt wäre.

Zurück zu unserer Kriegsratsitzung. Ich betrat das Zimmer mit zwei Offizieren meines Stabes um 8 Uhr abends. Ungefähr 100 Leute waren in diesem Zimmer, da im Komitee jede Gruppe von Analphabeten vertreten war. Es gab die Matrosengruppe, die Soldaten, die Armenier usw., und jeder dieser Hundert war entschlossen, sein Sprüchlein zu sagen. Die Verhandlungen wurden eröffnet

von General Dokuchaiev — einem echten Vorkriegsgeneral des alten Regimes. Er sprach eine halbe Stunde und setzte die Lage auseinander und stellte fest, was seiner Ansicht nach getan werden mußte. Kaum hatte er geendet, da sprang der Sprecher der Matrosen auf und begann seine Rede in folgender lebenswürdiger Form: „Genossen, ihr habt gehört, was der General hierzu zu sagen hat. Das ist alles Mist. Er schlägt einen Gegenangriff auf den linken Flügel der Feinde vor. Ich habe niemals so was Dummes gehört. Wir müssen natürlich den rechten Flügel angreifen.“ Und so weiter bis zum Erbrechen. Im Augenblick, wo er sich hingesezt hatte, ganz außer Atem, erhob sich einer der andern Vertreter mit einem völlig andern Vorschlag und dann noch einer und noch einer. Das hielt ich durch bis 1 Uhr nachts. Fünf lange Stunden, während derer ich den Insassen eines Irrenhauses zuzuhören schien, und dann konnte ich es nicht länger aushalten. Ich flüsterte Dokuchaiev zu: „Lassen Sie mich Ihre Pläne für morgen wissen, und ich werde versuchen zu helfen“, und floh aus dem Zimmer. Dies alles mag gelesen sehr amüsanter klingen, aber man muß verstehen, daß es damals nicht halb so lustig war, und das erlebten wir Tag für Tag. Wir waren alle gleich, so konnten wir alle tun, was wir wollten, und auch reden, soviel wir wollten — doch während dieser unendlichen Reden wurden Leute getötet wegen der endlosen Verzögerung, und getötet zu werden war nicht sehr amüsanter für die armen Burschen. Um Ordnung in dieser Verwirrung zu schaffen, begannen wir mit der Besetzung des Hauptmunitionsdepots und fanden Gewehr- und Artilleriemunition alles durcheinander mit einigen wenigen Grammophonen und einer Nähmaschine mitten drin. Ein Lastwagen wurde mit Munition beladen und dem Wagenführer gesagt, sie eiligt zu einigen Punkten der Front zu bringen. Als ihm sein Ziel genannt war, krachte er sich den Kopf und sagte: „Oh, das ist dort, wo der Kampf im Gange ist, da gehe ich nicht hin!“ Ein Bataillon, das zu einem bestimmten Punkt der Front beordert wurde, an dem man dringend Verstärkung brauchte, hielt an, um eine Versammlung abzuhalten, ob es rasch sei, den Befehl auszuführen oder nicht, und schließlich stimmte es dagegen.

An einem wichtigen Punkt der Verteidigungslinie stellte ich ein Loch in der Linie fest wegen der Abwesenheit eines der dort eingesetzten Bataillone von seiner Stellung. Ich beklagte mich bei den Vorgesetzten hierüber, und sie versicherten mir, daß es nicht ihre Schuld sei. Einer der Diktatoren sagte: „Wir haben ihnen dreimal gesagt, dorthin zu gehen, aber sie wollen nicht.“

Während einer Rekognoszierung gegen die türkische Linie war eine Abteilung der Stadtruppen zurückgelassen, um eine wichtige Brücke zu halten, über die sich die Truppen später zurückziehen sollten. Bei ihrem Rückzug fanden diese Truppen die Brücke in Feindeshand und hatten infolgedessen ernste Verluste. Beim Nachforschen hörten wir, daß die bei der Brücke zurückgelassene Abteilung gezwungen gewesen war, zu einer bestimmten Stunde nach der Stadt zurückzukehren, weil dort eine politische Versammlung abgehalten wurde und sie bei ihr nicht fehlen wollte.

Maschinengewehre waren in der üblichen Weise in der vordersten Linie aufgestellt, um jeden Teil des Angriffsgeländes unter Kreuzfeuer halten zu können. Bei der Inspektion dieser Linie fand ich eines Tages einen leeren Platz, von

dem ein Maschinengewehr weggebracht war. Ich lenkte hierauf die Aufmerksamkeit und erhielt die ruhige Antwort: „Oh, das Maschinengewehr gehört dem Genossen Stuckachoff, er ist fortgegangen und hat sein Maschinengewehr mitgenommen!“

Ich will den Leser nicht ermüden mit der Aufzählung von noch mehr Beispielen solcher Narrheiten in dem Bemühen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit praktisch zu ererzieren; sie kamen täglich vor, und obgleich die Erinnerung daran mich noch jetzt zum Lachen bringt, war nicht viel Komisches dabei zu einer Zeit, als meine Leute getötet wurden durch solche fehlerhaften Ausführungen taktischer Befehle.

Während der Zeit von nahezu einem Jahre, die ich kämpfend an der persischen und Baku-Seite des Kaspischen Meeres zubachte, kam ich niemals in unmittelbare Berührung mit irgendwelchen Deutschen, doch ich glaube, daß mein alter Freund Wollseifen zu dieser Zeit sich irgendwo in der dortigen Gegend befand. Als wir Ruchit Khans Armee in der Schlacht bei Mendjil Bridge schlugen, hatte er, wie ich glaube, einen deutschen Offizier von Paschen als Berater. Aber wir trafen uns nicht. In guten alten Tagen hätten er und ich die Sache in einem Duell vor den beiden Heeren ausgefochten. Die Seite des besiegten Helden würde sich zurückgezogen haben, und es hätte wenig Blutvergießen gegeben. Aber ach, die Zeit bringt solche traurigen Veränderungen. Dann gab es da den wunder-vollen Mann Wasmusch, dem ich zu meinem tiefen Bedauern niemals begegnete*.

* Herr Major-General Dunsterville schreibt in einem Briefe an den Herausgeber über die deutsche Wasmusch-Biographie u. a. folgendes, dem wir zur Steuer der Wahrheit gerne Raum geben: „Ich freue mich, daß Ihr Volk schließlich doch daran gedacht hat, die Erinnerung an ihn fortzusetzen. Ich halte es aber für einigermaßen unfreundlich, die armen alten Engländer in Ihrer Zeitschrift anzuprangern. [Siehe „Deutsche Rundschau“, Januar 1938, S. 12 ff. Die Schriftleitung.] Die Beschuldigung ist begründet auf einen Auszug aus Wasmusch' Tagebuch, und die Leser sollten wissen, daß Wasmusch die Engländer bis zu einem Grade haßte, der an Wahnsinn grenzte — dies mußte ihn natürlich dazu führen, sie in den schwärzesten Farben zu malen. Er ist offenbar nach Teheran von den Persern selbst gebracht worden — wir hatten niemals etwas mit der Gendarmerie zu tun, die eine rein persische Truppe war — ich weiß nicht, wer der britische Offizier war, 'hinter dem Soldaten sichtbar wurden', jedenfalls nicht britische Soldaten, da wir keine in Teheran hatten, sondern wahrscheinlich wiederum Perser. Wasmusch wurde aufgefordert, aus dem Wagen zu steigen, und verweigerte dies. Das war wirklich nicht gerechtfertigt oder verständig, und da er sich weigerte, auszustiegen und man ihn in irgendeiner Weise herausbringen mußte, wurde natürlich Gewalt angewendet — offenbar von den persischen Gendarmen — und die Behandlung war einigermaßen rauh. Samthandschuhe werden selten gegen Gefangene gebraucht, die Widerstand leisten. Wenn Sie sich die Szene selber ausmalen, so glaube ich, werden Sie zugeben müssen, daß es tatsächlich nicht so eine furchtbare Angelegenheit war. Ich will nicht das Verhalten des britischen Offiziers verteidigen — er mag ein sehr unsympathischer Typ gewesen sein, so wie sie in jeder Armee zu finden sind — aber es ist ausgesprochen unfair, zu unterstellen, daß Brutalität ein Monopol der Engländer ist. [Das hat die „Deutsche Rundschau“ nicht getan. Die Schriftleitung.] Bücher dieser Art, geschrieben von den Deutschen über die Engländer oder von den Engländern über die Deutschen oder von den Türken über die Inder oder von den Indern über die Türken usw. sind natürlich voreingenommen, und das ist schade. Ich bitte um Entschuldigung für meine Kritik Ihrer Zeitschrift, aber ich bin sicher, daß Sie meinen Standpunkt würdigen, und da Engländer die ersten waren, den Schneid und die Geschidlichkeit ihres Gegners anzuerkennen und zu bewundern, scheint es mir hart, seine Biographie als einen Stoß zu benutzen, um mit ihm auf sie loszuschlagen.“

Ein kluger und entschlossener Mann, aber in seinem Geiste nicht gut ausgewogen und ein heftiger Hasser Englands, der sich fast ganz allein in den ersten zwei Jahren des Krieges bemühte, unsere Pläne in Mittel- und Südpersien zu durchkreuzen. Es scheint so, als ob das deutsche Volk nicht viel von ihm weiß, und das ist schade. Wir sollten ihm große Bewunderung.

Darf ich ein Schlusswort über meine russischen Freunde hinzufügen? Die Ereignisse, die ich erzählte, fanden statt in dem ersten Jahre der Revolution an einem sehr entfernten Punkte des Russischen Reiches. Natürlich mußte man völlige Unordnung erwarten, und man kann nicht die jungen Leute zwischen 19 und 35 Jahren alle zusammen tadeln, gemeine Soldaten, Zimmerleute, Schmiede und ähnliche, viele von ihnen Analphabeten, wegen ihres Unvermögens, ein vollständiges Regierungssystem in wenigen Monaten aufzubauen. Zwanzig Jahre sind vorüber, und mit allen ausgewählten Gehirnen in der Leitung der Regierung scheint das errichtete Regierungssystem wenig besser zu sein als das meiner bescheidenen Leute — der Schmiede und Zimmerleute von Baku.

Zum Schluß muß ich hinzufügen, daß ich nur Gefühle von Sympathie und Freundschaft für diese armen mißleiteten Burschen zurückbehalten habe. Sie müssen oft gedacht haben, daß es das beste wäre, mich niederzuschießen, und es war freundlich von ihnen, es nicht zu tun — sie hatten so viele Gelegenheiten dazu.

Massenpsychische Erscheinungen und massentelepathische Wirkungen*

Unter den „okkulten“ Erscheinungen stehen uns die psychischen Phänome innerlich wesentlich näher als die physischen. Während eine tiefe Kluft unsere Erfahrung, unsere Denkformen und unser Weltbild von den fragwürdigen Erscheinungen der Telekinese und Materialisation trennt, scheint es sich bei der Telepathie und dem Hellsehen nur um eine gewaltige Steigerung schon bekannter Seelenkräfte und Fähigkeiten zu handeln. Beiden, der Telepathie und dem Hellsehen — deren Grenzen auch in dem einschlägigen Schrifttum sich gegeneinander stark verschieben — ist gemeinsam, daß in ihnen Seelisches (etwa Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen) oder Körperliches erfaßt wird ohne die physiologischen, psychologischen oder physikalischen Mittel, die der normalen Erfassung jener Gegenständlichkeit dienen. In Visionen, Ahnungen und Prophezeiungen, dem angeblichen Wissen um Abwesende und Verstorbene und dem lebendigen Kontakt mit ihnen, den scheinbaren Anmeldungen Sterbender, Toter und ähnlicher Erscheinungen, ebenso der angeblichen Einwirkung auf Abwesende in gutem oder auch verderblichem Sinne glaubte die Menschheit häufig, den Nachweis für die höheren Kräfte der Seele, ihre göttliche Herkunft und ihre tiefere Bestimmung gefunden zu haben. Dementsprechend wird bei allen Völkern von besonders begnadeten Menschen berichtet, die ähnliche Fähigkeiten aktiver und passiver Art in sich vereinigen, die als Magier und Medien zugleich aufgetreten und das Geheimnis besessen haben sollen, sich durch berauschende Mittel, durch Tanz, durch Zaubersprüche oder andere absonderliche Praktiken den Zugang in dieses Reich gesteigerter menschlicher Entfaltung bis zur Wunderkraft zu verschaffen. Dazu kommen die unzähligen, überraschenden und vollkommen unerklärlichen eigenen Erlebnisse durchaus nüchterner, ja phantasielooser Menschen. Ein solches Selbsterlebnis, dessen Einzelheiten mir noch klar und scharf vor Augen stehen, mag hier Platz finden: ich ging am hellen Mittag in Freiburg i. B. auf der belebtesten Straße spazieren, ganz harmlos spielerisch in meinen Gedanken umherstreifend, als plötzlich der durchaus unbegreifliche, aber ernsthafteste Gedanke an einen, von rückwärts auf mein Genick sich richtenden Überfall sich mir aufdrängte. Ich empfand sofort deutlich die Ungereimtheit des Gedankens, daß bei hellem Tageslicht mitten in der Menschenmenge jemand von rückwärts mich angreifen sollte. Trotzdem besaß mich der Gedanke mit solcher Macht, daß ich mich fragte: Was machst du jetzt? Wie kannst du dich da wehren? Und beschloß, mich im gegebenen Augenblick blickartig umzudrehen und dem Angreifer einen Schlag ins Gesicht zu versetzen. Nur wenige Sekunden später erhalte ich den

* Siehe „Deutsche Rundschau“, April, Mai- und Juniheft 1938.

erwarteten Stoß und spüre den Griff einer menschlichen Hand im Genick. Sofort führe ich den vorgefaßten Faustschlag ins Gesicht des Gegners, der taumelt und auf den Fahrdamm fällt. Ich erkenne in ihm meinen Schulkameraden B., den ich über vier Jahre nicht gesehen hatte und von dem ich auch nur wußte, daß er ins Ausland gegangen war. B., der wie ich auch nur ganz zufällig in Freiburg weilte, erzählte mir, er habe mich am Gang erkannt und mich erschrecken wollen. Charakteristisch dabei ist B.s Aussage, er sei schon zehn Schritte vorher mit der Absicht umgegangen, mich am Genick zu packen, und daß ich in meiner Vorahnung den Zugriff auf genau dieselbe Stelle lokalisierte.

Wir kennen ferner gut beglaubigte Fälle von Ahnungen, Vorbedeutungen und Träumen — sogar von mehreren Personen zu gleicher Zeit — Fälle, in welchen das Geahnte usw. tatsächlich eingetroffen ist.

Die Wissenschaft hat hier eine besonders mißliche Aufgabe vor sich, wenn sie das, was dem einen als eigenes Erlebnis, dem anderen durch innere Gewißheit oder zuverlässige Berichte feststeht, zu enträtseln unternimmt. Will sie sich nicht auf mehr oder weniger gut bezugte Aussagen verlassen, so muß sie sich an das halten, was dem Experiment zugänglich ist. Phantastisch aufgepußte Anekdoten und wildgewachsene Fälle von „spontaner Telepathie“, wie dem oben mitgeteilten, genügen nicht, auch wenn die Übertragung von Gedanken sich viel eindeutiger zu zeigen scheint als bei den Ungewißheiten und Mängeln der experimentellen Telepathieforschung. Ebenso wenig fallen Einspännerexperimente ohne Zeugen wissenschaftlich ins Gewicht.

Für das Experiment kommen in erster Linie in Frage die Erscheinungen, die unter dem Namen Telepathie und räumliches Hellsehen, beide auch mit heißem Bemühen um geheimnisträchtige Fremdwörter Telebulie, Alästhesie, Allopsychie, Telästhesie, Panästhesie, Kryptoskopie, Teleskopie usw. genannt, zusammengefaßt werden. Sie unterscheiden sich insofern, als man im allgemeinen unter Telepathie die außer sinnliche Wahrnehmung oder Erfassung des seelischen Inhalts eines anderen Menschen (Vorstellungen, Gefühle, Gedanken, Willensregungen) und die gegenseitige Übertragung und Einwirkung dieser seelischen Inhalte versteht, unter Hellsehen aber die außer sinnliche Wahrnehmung von körperlichen Dingen, Ereignissen oder Vorgängen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dem Zwischen- oder Mischgebiet wären dann die Fälle zuzuweisen, in denen sich die Versuchsperson anheischig macht, durch außer sinnliche Wahrnehmung nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch den mit ihm verhafteten seelischen Gehalt des Besitzers zu erfassen oder auch, ohne den Gegenstand selbst zu erkennen, um dessen „seelische Übermalung“ zu wissen.

Nach dem früher Gesagten wird ohne weiteres verständlich, daß sich die ganze Meute jener Insassen des „menschlichen Narrenhauses“ (wie James einmal sagt), die lieber alles glauben als die wahren Tatsachen, und nicht wenige von denen, die mit sicherem Instinkt und jedesmal ungemindertem Erfolg auf die menschliche Unzulänglichkeit bauen, auf dieses ergiebige Jagdgebiet stürzten und es mit so dichtem Gestrüpp versehen, daß selbst geübte Pfadfinder leicht den Weg verfehlen. Einen großen Teil des weiten Feldes sehen wir von zwei Gruppen besetzt, auf der

einen Seite der des Humbugs, Lugs und Betrugs, der Gaukelei, Übertölpelung, Abgefemtheit, Verschlagenheit, aber auch der wenigstens einseitigen guten Menschenkenntnis, auf der anderen Seite der Harmlosigkeit, Leichtgläubigkeit, Fahrlässigkeit, Ahnungslosigkeit, Beschränktheit, Oberflächlichkeit und Voreiligkeit.

Selbst am grünen Zweig wahrheitsfuchender Gewissenhaftigkeit gedeihen auf diesem Boden gelegentlich mißratene Früchte. So gibt Professor Robert Meyer zu, daß nach seinen Erkundigungen mit einem Medium Kahn ganz einwandfrei unter den denkbar günstigsten Umständen — das Medium wurde aus der Gefängnishaft vorgeführt — experimentiert wurde. Sein Mißtrauen regte sich um so weniger, als die Versuche vor angesehenen, gewiegten Kriminalisten und Männern aller Fakultäten stattfanden und zwei beamtete Mediziner vor Gericht unter Eid Zeugnis dafür ablegten. Doch den Versuchen, die Professor Meyer mit Kahn nun doch noch zu seiner Vergewisserung vereinbart hatte, entzog sich der Betrüger nach Einkassierung eines reichlichen Vorschusses durch die Flucht. Bald trat ein Ersakmann auf, ein „Professor“ Reese, ein übel beleumdetes Individuum mit erheblich bestaubter Vergangenheit, der von der Gemeinde der Gläubigen wie ein Wundermann bestaunt und als „Bahnbrecher und Heros für eine höhere Weltanschauung und Markstein eines neuen Zeitalters“ angebetet wurde; in Wahrheit entpuppte er sich als ein ganz plumper, aufgeblasener Schwindler, ausgerüstet mit der Gottesgabe der Unversforntheit. Von seinen Versuchen, bei denen es ihm, ebenso wie K. nach seinem späteren Geständnis, gelang, mittels eines ganz gewöhnlichen Taschenspielerkniffs die „hellgesehenen“ Zettel vorher zu entfalten und zu lesen, bleibt nach F. Moser nichts übrig — als die Harmlosigkeit der Experimentatoren. Dieselbe Verfasserin, der wir ein aner kennenswert fleißiges Werk über den Okkultismus verdanken, bringt es trotzdem fertig, an späterer Stelle zu erklären, es sei doch etwas an Reese gewesen, nämlich seine starken telepathischen und „kryptoskopischen“ Fähigkeiten. Man erinnert sich ferner des Altmeisters der Psychologie, des sonst überaus vorsichtigen Professors Stumpf, der zunächst mit anderen Kollegen in einem Gutachten sich bedingungslos für den „klugen Hans“ eingesetzt hatte und sich später belehren lassen mußte, daß die Leistungen des Pferdes auf — freilich unbewußte — Zeichengebung seines Herrn zurückzuführen waren. Der gleichen, durch den Wärter hergestellten Eselsbrücke bediente sich der berühmte rechnende Schimpanse Vasso des Frankfurter Zoologischen Gartens.

Diese wenigen Hinweise deuten schon an, welches Ausmaß von Wachsamkeit und Berücksichtigung der leicht der Beachtung entgehenden, scheinbar bedeutungslosen Nebenumstände die Beschäftigung mit diesen Problemen erfordert. Namentlich die Wissenschaft verfügt für den Kampf mit bewußter Irreführung durchaus nicht über das beste Rüstzeug. Sie sieht nur eines, wo dreierlei ist: der Trick, dann die Hauptsache, ein zweiter Trick, der den ersten vor Untersuchung und Zugriff sichert, und drittens eine jahrelange Übung in Kunstgriffen aller Art. Schier unüberschbar sind auch die Fehlerquellen, die bei der Prüfung selbst stenographischer Protokolle, die also verhältnismäßig gut beglaubigt sind und daher am ehesten einwandfrei erscheinen, eine oft entscheidende Rolle spielen. Denn es erscheint fast unmöglich, ein alles Wesentliche wirklich wortgetreu wiedergegebendes

Protokoll aufzunehmen. Selten findet sich da bemerkt, ob die Bekundung stöckend oder fließend, in welchem Tonfall, ob unsicher tastend, fragend oder bestimmt gemacht wird. Kleine Korrekturen, die das Medium vornimmt, bleiben vielfach unberücksichtigt. Häufig fehlen auch Fragen und Bemerkungen, die der Versuchsleiter und andere Anwesende an die Versuchsperson stellen. Man vermist ferner Aufzeichnungen über Blicke, leises unwillkürliches Flüstern, Anhalten oder Festigkeit des Atems, Nicken, Zeichen der Unruhe und die tausend anderen feinen, oft kaum bemerkbaren Zeichen, mit denen Teilnehmer unwillkürlich Zustimmung oder Ablehnung dessen, was die Versuchsperson gerade hervorbringt, bekanntgibt.

Dazu kommen die Mißverständnisse, die die Protokollierung der Aussagen schwer belasten. Das Medium gebraucht etwa eigenartige, dunkelsinnige Ausdrücke, lallt, radebrecht bald wie ein kleines Kind, bald leise und undeutlich, bald kreischend, bald hastend, sich überstürzend; oder es tastet unsicher umher, ergeht sich in mehrdeutigen und vieldeutigen Orakelsprüchen, deren Auslegung es blühender Phantasie überläßt, die unschwer das Negative der Aussage nach Belieben dem Sachverhalt anpaßt. Daher können selbst stenographische Protokolle nur als bedingt zuverlässig gelten, die übrigen, notwendig lückenhaften, geben keinen klaren Einblick in die Aussagen und noch geringere Beweiskraft besitzen *s p ä t e r e*, aus der Erinnerung niedergeschriebene Aufzeichnungen, die uns nicht selten nur die wenigen Goldkörner aus einem Sandhaufen herauspflücken, die Mißerfolge aber ganz oder zum guten Teil verschweigen.

Nicht in jedem Falle ist ersichtlich, welche der bekannten Fehlerquellen in Betracht kommen und ob es vielleicht weitere, noch nicht aufgedeckte Fehlerquellen gibt. Denn Unerklärlichkeit bedeutet noch lange nicht Übernatürlichkeit. Für manche Naturkatastrophe, manchen Unglücksfall (wie z. B. die fürchterliche Explosion des für harmlos gehaltenen Ammoniumsulfats in Oppau), stehen zureichende Erklärungen noch aus, obwohl wir überzeugt sind, daß auch jene Ereignisse sich in den Rahmen des uns bekannten Naturgeschehens einfügen. Wir wissen z. B. ferner nicht, auf welche Weise die Briestauben nach weiter Fahrt im geschlossenen Bahnwagen ihren Weg zurückfinden. Lange Zeit standen wir auch ratlos vor den unbegreiflichen Leistungen der „Gedankenleser“, „Hellscher“ usw., ehe es gelang, ihre geheimen Verständigungsmittel aufzuspüren. Viele ihrer Kunstgriffe, wie z. B. das „hellschende Lesen“ zusammengefalteter, im Umschlag verschlossener Zettel, die Marbe vorführte, erwiesen sich als so erstaunlich einfach, daß höchstens unbegreiflich bleibt, wie sie so lange unentdeckt bleiben konnten. Erst unlängst hat auch die Fähigkeit des zwölfjährigen lettischen Bauernmädchens Ilga, das zwei Jahre lang als das jüngste Medium und Träger einer unbestreitbaren, ans Wunderbare grenzende telepathischen Begabung bekannt war, eine natürliche Erklärung gefunden. Nach dem Gutachten der Untersuchungskommission der Universität Riga handelt es sich auch hier um nichts Übersinnliches, sondern um einen Fall seltener und hochgradiger Überempfindlichkeit der Sinnesorgane, die das Kind in den Stand setzte, unmerkliche Mitbewegungen der Sprachorgane beim Denken oder Lesen zu sehen oder zu hören; also Lippenlesen und feinstes Abhören, nicht Gedankenlesen.

Für die Herkunft vieler Phänomene bietet ferner die von Marbe aufgestellte Regel von der Gleichartigkeit des psychischen Geschehens naheliegende Erklärungen. Es zeigte sich, daß die Menschen bestimmte Farben und Zahlen bevorzugen, daß sie sich mit Vorliebe bestimmten Gedankengängen zuwenden, die, wenn noch einige Kenntnis des in Rede stehenden Menschen hinzukommt, unterbewußt geahnt und erraten werden können. Darum liefern auch die zusammenstimmenden feelischen Erlebnisse zweier räumlich weit voneinander getrennten Menschen, namentlich, wenn sie, wie im Falle Hoffmann-Freudenberg, Freunde sind, der Erklärung durch bekannte Umstände mindestens ebensoviel Stoff wie den an diese gelungenen Versuche geknüpften, oft kühnen Hypothesen, die vielfach einen telepathischen Vorgang als erwiesen voraussetzen und sich lediglich damit befassen, wie er beschaffen sein sollte.

Wer dem uralten, in Glaube und Tradition tief verwurzelten Zauber, der in wechselnder Gestalt stets gleiche Inhalte vor uns stellt, nicht kampflos verfallen will, wer Mitteilungen nicht mit Tatsachen verwechselt und darum auch vor gut bezeugten Bekundungen, selbst in der Deutung eigener Erlebnisse vorsichtige Zurückhaltung zu üben gewohnt ist, muß erkennen, daß ein bündiger Beweis für die Telepathie bis jetzt nicht vorliegt. Doch nicht nur die logische Möglichkeit muß zugegeben werden, sondern auch die tatsächliche Möglichkeit erhält durch Erscheinungen, die sich der Erklärung durch sinnliche Mittel verschließen, eine starke Stütze. Ohne auf die z. T. verzweifelten Hypothesen eingehen zu können, scheint mir sicher, daß ein unmittelbares Wissen um fremde Seeleninhalte und eine ebensolche Einwirkung darauf keineswegs unserem physischen Weltbild widerstreiten. Vielleicht gehört die Aufhellung dieses unerforschten Gebietes zu den nie vollendbaren Aufgaben des Menschengesistes und zu dessen Schicksal der Trieb, den Zugang dazu in immer neuen Anläufen zu versuchen. Vielleicht erweist sich das Experiment mit seinen in den besonderen Umständen liegenden Mängeln in dieser Frage als ungeeignet, vielleicht läßt sich der Zugang von wenigen, aber eindeutigen Selbsterlebnissen, wie ich eines erwähnt habe, also den Fällen „spontaner Telepathie“ leichter gewinnen. Wie dem auch sei, alles in allem finde ich ein „non liquet“, in welchem sich pro und contra die Waage halten, während das Weitere hoffentlich einer ernsthaften Forschung überlassen wird, die sich größter Vorsicht in der Deutung scheinbarer okkultistischer Phänomene befleißigt.

Gesteht man prinzipiell die Möglichkeit zu, daß es einen Weg außersinnlicher Verbindung zwischen den Menschen gibt, auf welchem Gedanken, Vorstellungen, Willensregungen, Gefühle u. d. m. von einem Menschen auf einen anderen, ohne Rücksicht auf ihren räumlichen Abstand, übertragen werden können, so liegt die Frage nahe, ob das gleiche auch zwischen einem Menschen und einer Mehrzahl, oder zwischen Menschengruppen sich ereignen kann. Für die, die auf das methodische Experiment als das allein brauchbare Instrument wissenschaftlicher Forschung schwören, entbehrt die Frage jeglichen Anreizes, denn das Experiment hat für diese Situation kein Schwert. Weiter gespannte Geister, die in der Naturforschung nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des Ringens um Welt- und Lebenserkenntnis sehen, werden diesem Fragenkomplex nicht kurzerhand den

Rücken zuwenden, ihn vielmehr in seiner Eigenart zu durchdringen trachten. Sie stoßen zunächst auf die vielfältigen Tatsachen, die man massenpsychologische Erscheinungen nennt, ihre seltsamen Besonderheiten, ihr Entstehen und die Wirkungen, die sie ausüben und erfahren. Es überrascht schon, wie wenig die Zusammensetzung der Masse aus Einzelnen und die von der Masse hervorgebrachte Gesamtleistung in Einklang stehen und wie widerspruchsvolle Ergebnisse sie zeitigt. „Jeder Einzelne mag ein Esel sein, das Ganze aber ist Gottes Stimme“, bekennet E. M. v. Weber; im Gegensatz dazu steht das Wort eines berühmten englischen Staatsmannes des 19. Jahrhunderts: „Im Parlament sitzen überwiegend Männer von tadel freier, sauberer Gesinnung, umfassender Bildung und tiefer Einsicht; seine Beschlüsse wären aber nicht anders, wenn es aus lauter Hasenarbeitern, Schankwirten, Kleinhändlern usw. zusammengesetzt wäre.“ Auf der einen Seite steht also eine Erhöhung, auf der anderen eine Herabsetzung des Wertgrades der Masse im Vergleich zu ihren Einzelelementen. Daraus scheint hervorzugehen, daß bald die niederen, bald die höheren Werte im Zusammenwirken der Masse die Oberhand gewinnen. Besonders deutlich offenbart sich dies an den Erscheinungen der Panik, wenn an sich geringfügige Ursachen mit unwiderstehlicher Macht das primitiv Tierhafte in der Menschenseele aufrühren, jede vernünftige Einsicht in den Hintergrund scheuchen, so daß im Wahn einer vermeintlichen Gefahr durch Kopflosigkeit eine wirkliche Gefahr entsteht, die unter günstigen Umständen von überlegenen Menschen durch einen Griff an die höheren seelischen Elemente wieder gebannt werden kann. Ein Beispiel: im Dessauer Hoftheater bricht am Vorhangrand plötzlich eine Sticht Flamme hervor. Das Publikum schnellst erschreckt hoch, drängt unbedacht zum Ausgang, eine fürchterliche Katastrophe droht. Der Herzog erhebt sich in der Portalloge, gebietet Ruhe, gibt die Anweisung, daß jeder Herr eine Dame ruhig und gelassen hinausführe, und befiehlt dem Kapellmeister, eine heitere Weise zu spielen. Das Theater, das keinen eisernen Vorhang besaß, brennt ab ohne jeden Unfall, dank der suggestiv wirkenden Ruhe des Herzogs und seiner Autorität, vermöge derer er in das seelische Wirkungsfeld der bestürzten Menschen eindringen konnte.

Derartige Einwirkungen auf die Seele von durch Verfassung vereinten Menschen nehmen die meisten als uns geläufige und mit Recht unbezweifelbare Tatsache zur Kenntnis, ohne sich Rechenschaft zu geben, daß das feine Räderwerk ihres Hergangs zu den unenträtselten Geheimnissen — nach Bismarck Wundern — gehört, denen wir nicht auf den Grund zu sehen vermögen. Durch lange Gewohnheit abgestumpft, dünkt es ihnen nicht erstaunlich, daß einzelne Menschen, prophetische Naturen, Wegweiser, aber auch Aufwiegler es verstehen, kraft der Gewalt des Wortes, des vorgelebten Beispiels, ihrer glühenden Leidenschaft, des fanatischen Glaubens an ihre Sendung, der hinreißenden Macht ihrer Überlegenheit die Seele der Massen von Grund aus aufzuwühlen, ihnen ihren Glauben, ihre Gedanken, das Schema ihres Denkens und Vorstellens, ihre Gefühle und Willensrichtungen einzupflanzen und den Taktschritt ihrer Seele auf sie zu übertragen.

Auf der Oberfläche spielt sich dies alles auf dem Wege der sinnlichen Vermittlung durch das geschriebene und gesprochene Wort, der Mimik und der Geste

ab. Indessen drängen bestimmte auffällige Erscheinungen, wie das gleichzeitige Auftreten gleichartiger, tiefreichender seelischer Gärungen, an verschiedenen Orten der Erdoberfläche, ihr wellenartiges Umsichgreifen u. a. zu der Überlegung, ob die sinnlich wahrnehmbaren Mittel der Übertragung ausreichen, um die gewaltigen massenpsychologischen Wirkungen verständlich zu machen, oder ob etwa massentelepathische Erscheinungen dazu beitragen und schließlich, ob diese allein, ohne Inanspruchnahme sinnlicher Mittel, fähig sein könnten, ähnliches hervorzurufen. Dabei ist dreierlei zu unterscheiden: die telepathische Einwirkung von Einzelnen auf die Masse, von dieser auf die Einzelnen und drittens von Masse zu Masse.

Schon Polybius und später Machiavelli stellten die Lehre vom Kreislauf der Herrschaftsformen auf, dessen einzelne Phasen sich an verschiedenen Orten in einer auffallenden zeitlichen Übereinstimmung befinden, und durch Jahrtausende gehen die gleichen, zeitlich zusammenfallenden geschichtlichen Peripetien und Evolutionen bis auf unsere Tage. Epochen hoher seelischer Not oder hoffnungsfrohen Auftriebs erstrecken sich über die gesamte Erde, in weit auseinanderliegenden Zentren bricht ähnliches Denken, ähnliches Ringen hervor. Wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen, gedankliche, kulturelle, religiöse, politische, wirtschaftlich soziale Bewegungen verblüffen durch ihr vielerorts gleichzeitiges Auftreten.

In der Zeit des Rundfunks, des Telegraphen, des Flugzeugs fällt es nicht schwer, eine massenpsychologische Wirkung auf Rechnung der ungeahnten Vervollkommnung der Verständigungsmittel zu setzen und sie daraus befriedigend zu erklären, ohne auf die ferner liegende unbeweisbare telepathische Hypothese zurückgreifen zu müssen. Dessenungeachtet drängt sich das beunruhigende Gefühl eines ungelösten Rätsels auf. Mit der Aussicht, es liege an gleichen oder ähnlichen Bedingungen oder Dispositionen, wenn die erwähnten Erscheinungen stattfinden, wird das Problem keineswegs aufgeheilt, sondern nur zurückgerückt, denn diese Bedingungen enthalten ja soviel Seelisches, daß sich die Frage eben auf dessen Zustandekommen von neuem richtet. Die Heranziehung eines allumfassenden, übergeordneten „Zeitgeistes“, der allerorts früher oder später sozusagen „abfärbt“, hilft uns ebenfalls wenig und gerät bis dicht an die Pforte des uferlosen metaphysischen Reichs, vor dem ich hier haltmachen muß. Ein Blick über den Zaun fällt auf des großen Leibniz' metaphysische Welt, die sich aus seelischen Einzelwesen (Monaden) zusammensetzt, unter denen keinerlei Zusammenhang besteht und von denen jedes, ohne eine Wirkung zu empfangen oder zu erteilen, die ihm von Gott (der Zentralmonade) zugewiesene Rolle im Weltablauf selbständig erfüllt.

Angeichts der Tatsache, daß ein sicherer Nachweis telepathischer Kräfte überhaupt noch aussteht, und der daraus folgenden Unmöglichkeit, ihnen massenpsychologische Wirkungen zuzuschreiben, muß ich mich auch hier auf ein „non liquet“ beschränken, mit dem Zusatz, daß die Erklärungen durch die bekannten psychophysischen Zusammenhänge mir noch einer Ergänzung zu bedürfen scheinen.

Ich glaube, in der Folge der vier Aufsätze eine leider durch Platzmangel zwar übermäßig gedrängte, aber sachlich durchaus vertretbare Darstellung gegeben zu haben, die das psychologische phänomenologische Bild des sogenannten wissenschaftlichen Okkultismus überblicken läßt.

Der Feind der Yahoos

Zum 150. Jubiläum der ersten deutschen Übersetzung
von Gullivers Reisen

„Und das Volk sprach zu Saul: Sollte Jona than sterben, der ein solch groß Heil in Israel getan hat? Das sei ferne; so wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von seinem Haupte auf die Erde fallen, denn Gott hat's heute durch ihn getan; also erlöste das Volk Jona than, daß er nicht sterben mußte.“ Aus der Bibel, Altes Testament.

Es ist eine eigenartige und recht nachdenkliche Tatsache, daß Defoes „Robinson“, Cervantes' „Don Quijote“ und Swifts „Gullivers Reisen“, von deren Verfassern zum mindesten die beiden letzteren ganz andere Zwecke verfolgten, in allen Kultursprachen zu auch heute noch viel gelesenen Kinderbüchern geworden sind. Hierin liegt ein tiefer Sinn. Es ist der schlagendste und vollkommenste Beweis für den Ewigkeitsgehalt dieser Werke, wenn auch die schweren Probleme, mit denen sie ringen, dem kindlichen Verständnis entzogen bleiben.

Als im Jahre 1788 Risbeck die erste deutsche Übersetzung von Swifts „Travels into several remote nations of the world by Lemuel Gulliver“, deren englisches Original 1726 erschienen war, veröffentlichte, traten diese wunderbaren Reisen auch in Deutschland einen schnellen Siegeszug an. Swift hatte schon vorher eine weit und tief reichende Wirkung auf selbständige Köpfe wie Lessing, Herder, Lichtenberg, Goethe u. a. m. ausgeübt. Auf Herder so stark, daß er im Darmstädter Kreise nach dem Dean von Dublin „der Dechant“ hieß. Lessing und Goethe, in „Miß Sara Sampson“ und „Stella“, waren bekanntlich von Swifts persönlichem Schicksal zwischen zwei Frauen angeregt, und in der deutschen satirischen Literatur finden wir überall die Spuren dieses unerbittlichen Geißlers der menschlichen Schwächen.

*

Liliput und Brobdingnag, die Länder der Zwerge und der Riesen, kennt bis heute noch jedes Kind, aber nur wenige wissen von dem, was Swift in Gullivers Reisen sonst zu sagen hatte. Den Kindern ist mit Recht der letzte Abschnitt, sein Aufenthalt auf der Insel der edlen Pferde und der elenden Yahoos (sprich: Jähus) vorenthalten, obwohl gerade hier die letzte und tiefste Erkenntnis eines Mannes in grausamer und erschütternder Form Ausdruck fand, der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank. Gullivers Reisen sind in allen ihren Teilen heute so lesenswert wie je. Grade seine eignen Landsleute sollte man nachdrücklich an die Worte des Mannes erinnern, der mit einer Schärfe, die in der Weltliteratur einzig ist, sich wie gegen andere menschliche Gebrechlichkeiten so gegen die Verlogenheit des politischen „Cant“ wandte.

Swift hat in Gullivers Reisen von dem Recht des Satirikers und Utopikers vollen Gebrauch gemacht, eine Vorstellung bis zu ihren letzten möglichen Konsequenzen zu führen und sie bis in ihre Unmöglichkeiten zu überspizen. Aus einem tiefen und unmittelbaren Wissen um die menschliche Schwäche und Minderwertigkeit zwingt er den „letzten Menschen“ Nichts ins Leben hinein, so mit Wirklichkeit geladen, daß er als existent in seinem Raum erscheint. Er schafft sozusagen eine Utopie des Negativen, dessen entsetzliche Möglichkeit sein Geist bejaht. Das Bild des Menschen, den seine Schwächen auch äußerlich zum fürchterlichen Spiegelbild seines Inneren gemacht haben, wird wie im Verierspiegel gezeigt. Aber dahinter steht ein leidenschaftlicher sittlicher Anspruch und eine hohe Verantwortung, die freilich zu ihren Trägern statt der Menschen Vierbeiner wählen. Nach H. G. Wells ist Utopien mitten unter uns, ist überall da, wo sauberes Denken, sittliches Wollen, redliches Gefühl sich gegen das Schlechte zur Wehr setzen und das Gemeinschaftsleben nach sittlich gültigen Ideen gestalten wollen. Entscheidend für die Berechtigung solcher Kritik im Zerrbild ist der geistige Rang, von dem aus sie geübt und der Anspruch auf Umgestaltung erhoben wird.

*

Swift läßt seinen Helden, den seine meuternde Schiffsbesatzung aussetzt, auf eine Insel gelangen, auf der er die sonderbarsten Erfahrungen machte. Er findet nämlich ein Land, in dem die Houyhnhnms (sprich: Houinims) herrschen. Das sind edle Pferde, von deren Tugenden nicht genug zu rühmen ist, die die Yahoos, einen ekelerregenden Typ des Untermenschen in letzter Ausprägung, als verachtete Haustiere halten. Swift zieht hier die äußerste Folgerung aus seiner bitteren, abgründtiefen Menschenverachtung. Denn diese Yahoos sind nicht etwa das missing link zwischen dem Menschen und dem Affen, sondern sind die Menschen schlechthin, deren häßlicher Charakter in einer naturgegebenen Rückentwicklung ihnen auch ein Äußeres geprägt hat, das dem schmutzigen Inneren entspricht. Ihre Köpfe und Brüste sind, soweit es sich um Männer handelt, mit dichtem Haar bedeckt, sie haben Ziegenbärte, und auf ihren Rücken und den Vorderseiten ihrer Beine laufen lange Haarkämme, sonst sind sie nackt, ihre Haut ist von brauner Lederfarbe. Ihre Hände und Arme haben sich zu Affengliedern entwickelt mit langgestreckten Klauen, die in scharfe und krumme Krallen auslaufen. Sie klettern wie die Eichhörnchen und können ungemein schnell und weit springen und hüpfen. Ihre Bewegungsorgane sind auf Kosten ihres Denkforgans stark ausgebildet. Ihre Weibchen sind weniger behaart, aber gleich ekelhaft und unappetitlich. Ihrem Äußern entspricht ihr gemeines Innere.

Hier schenkt Swift nun dem Menschengeschlecht keinen Zug, der es verächtlich machen kann. Die Yahoos sind kräftig, aber als Einzelne feige und tückisch, nur in der Masse angriffslustig, aber bei entschlossenem Widerstand sofort zurückweichend, wobei sie freilich den höheren Menschen, den sie aus Instinkt hassen, aus sicherer Ferne mit ihrem Kot besudeln. Sie sind jeder Schlechtigkeit fähig und tragen alle die häßlichen menschlichen Eigenschaften, die sonst eine Zivilisationschicht schamhaft zu verhüllen sich bemüht, offen zur Schau. Sie hassen

einander mehr als irgendeine Tiergattung. Sie sind futterneidisch bis zu blutigen Raufereien um ihre ekelhafte Nahrung, die aus Aas und Abfällen besteht. Sie verbergen vor den anderen eifersüchtig alberne Schätze wie leuchtende Steine, weil sie wissen, daß jeder den andern zu bestehlen bemüht ist. In ihrem Fraß sind sie von wahlloser Gier. Sie verschlingen alles, einerlei ob es Kräuter, Wurzeln, Beeren oder das verfaulte Fleisch von Tieren oder aber eine Mischung von allem ist. Bezeichnend für ihren Charakter ist, daß ihnen alles besser gefällt, was sie sich draußen durch Raub oder Diebstahl verschaffen können, als die bessere Kost, die ihnen ihre Herren, die Pferde, zu Hause geben. Die Yahoos leben in Herden zusammen, so weit sie nicht von den Pferden zu ihrer unmittelbaren Bedienung in Ställen gehalten werden. Zu ihrem Führer wählen sie den, der noch mißgestalteteren Leibes und heimtückischeren Wesens ist als irgendeiner der normalen Yahoos. Dieser Führer hält sich stets einen Günstling, der seinem Herren die Füße und den Hintern zu lecken hat und ihm die weiblichen Yahoos in den Stall treibt. Dieser Günstling bleibt nur so lange im Amt, bis sich ein noch schlimmerer findet. Den Gestürzten, der wegen seiner Tätigkeit von allen gehaßt wird, beschmutzen dann nach seiner Entthronung die anderen Yahoos von oben bis unten mit ihren Exkrementen*.

Die Wurzel ihrer Schlechtigkeit liegt in ihrem verderbten und widerspenstigen Charakter, sie besitzen keine Tugend, sondern sind nur listig, tückisch, verräterisch und grausam, unverschämt, gemein und rachsüchtig. Sie sind Tiere, in denen durch Zufall ein Rest Vernunft geblieben ist, den sie aber lediglich dazu benützt haben, ihre angeborene Verderbtheit zu vergrößern, die wenigen angeborenen Fähigkeiten zu schwächen, dafür aber die einfachen natürlichen Bedürfnisse zum krankhaften Übermaß zu steigern und ihr ganzes Leben damit hinzubringen, durch eigne Erfindungen diese Unnatur zu befriedigen.

*

Gegenüber dieser dunklen und schmutzigen Welt steht die lichte und in hellsten Farben gemalte Welt der edlen Pferde, wie nur ein Engländer sie empfinden kann, die von Jugend an an Männlichkeit, Fleiß, Leibesübung und Sauberkeit gewöhnt werden und deren ganzes Leben von Freundschaft und Wohlwollen gegeneinander regiert ist. Sie haben edlen Anstand und Höflichkeit ohne jede Förmlichkeit und regeln die Dinge ihres gemeinsamen Lebens nach den Grundsätzen klarer Vernunft. Sie haben einen natürlichen Hang zur Tugend und besitzen gar keine Vorstellung von dem, was schlecht ist. Solche Begriffe können sie nur ausdrücken in Wortverbindungen mit Yahoo. Sie kennen kein Wort für Lügen, sie gebrauchen dafür; sagen, was nicht ist.

Ein edles Pferd, das Gulliver zunächst nach Menschenart recht falsch mit Pfeifen und Halsklopfen zu behandeln sich bemüht und von dem er streng zurechtgewiesen wird, hält sich ihn als eine Art Kuriosität. Er lernt die Sprache der Pferde und verfällt in die tiefste Bewunderung für ihre edle Art. Das bitterste der Swiftschen Satire ist, daß alle, auch die höhergearteten Menschen, im Grunde

* Wir zitieren nach der deutschen Übersetzung von F. P. Greve. Berlin 1924.

für die wirklich anständigen Geschöpfe, die Pferde, doch nur Yahoos mit mildernden Umständen sind, moralische Kannibalen, sprachfähiger Dreck.

Der Herr Gullivers wird von den anderen Houyhnhnms gezwungen, ihn, trotzdem er Zeichen von Vernunft aufweist, fortzuschicken, weil es eines Pferdes unwürdig ist, selbst einen solchen Yahoo in der eignen Nähe zu dulden. Er hat ihm viel von England erzählt und den englischen Bräuchen — in der Beurteilung der menschlichen Gebräuche durch die Pferde steigert sich die Satire zur Genialität — und trotz des Unglaubens, daß Yahoos fähig seien, Pferde in Dienstbarkeit zu halten, beschließt sein Herr in bitterster Ironie, einen Grundsatz, den angeblich die Menschen gegenüber den Pferden anwenden, nun auf die Yahoos zu übertragen und so ihre Ausrottung durchzuführen: alle jungen Männchen sollen kastriert werden. Zu gleicher Zeit aber soll die vernachlässigte Eselzucht auf die Höhe gebracht werden, da diese Tiere den Yahoos in allen Stücken turmhoch überlegen seien: lenksam, leicht zu halten und ohne den widerlichen Geruch der Yahoos.

★

Gullivers erzwungener Abschied von seinem Herrn und dessen Land erscheint ihm wie die Vertreibung aus dem Paradiese. Denn dort „belauerte kein Denunziant meine Worte und Handlungen, keiner erlog gegen Lohn Anklagen gegen mich. Hier waren keine Spötter, Tadler, Verleumder, Taschendiebe, Straßenräuber, Einbrecher, Advokaten, Kuppler, Hanswürste, Spieler, Politiker, Wigemacher, Hypochonder, keine langweiligen Schwäher, Disputanten, Entführer, Mörder, Räuber und Kunstkenner; keine Parteiführer und Anhänger; keine Leute, die durch Verführung oder Beispiel zum Laster ermutigten; keine betrügerischen Ladenbesitzer oder Handwerker; kein Stolz, keine Eitelkeit und keine Ziererei; keine Gecken, keine Eisenfresser, Trunkenbolde, vagabundierenden Huren und Seuchen; keine prahlerischen, unzüchtigen, kostspieligen Ehefrauen; keine bornierten, hochmütigen Pedanten; keine lästigen, übermütigen, zank süchtigen, lärmenden, brüllenden, hohlen, eingebildeten und fluchenden Gefährten; keine Halunken, die um ihrer Laster willen aus dem Staube erhoben wurden, kein Adel, der um seiner Tugenden willen in den Staub gebeugt wurde; keine Grafen, Fiedler, Richter und Tanzmeister“. Er wagt nicht die Hoffnung zu hegen, ein Houyhnhnm könne kommen, um die Yahoos der ganzen Erde in Ordnung und Gesittung zu bringen.

Am Schluß überschlägt sich Swifts Haß, denn er läßt Gulliver so sehr den Abscheu und die Verachtung gegen die Yahoos in sich trinken, daß er bei seiner Rückkehr weder seine Frau und seine Kinder noch seine Freunde überhaupt nur in seiner Nähe dulden kann, weil ihr bloßer Anblick ihn mit Haß, Abscheu und Verachtung erfüllt und schon ihr Geruch ihm widerlich ist: „... und als ich mir zu überlegen begann, daß ich durch die Paarung mit einer von der Gattung der Yahoos zum Vater mehrerer geworden war, befiel mich Scham, Verwirrung und Grauen.“

★

Swift ist von der Mit- und Nachwelt sehr unterschiedlich beurteilt worden. Man hat nicht selten ihm die Berechtigung zum Richteramt wegen seiner eignen

problematischen Haltung absprechen wollen. Gewiß war sein Verhalten zu den Frauen nicht eindeutig: in Irland lebte er in heimlicher Ehe mit Esther Johnson, in England unterhielt er Beziehungen zu Esther van Homrigh, deren Herz an der Entdeckung seiner Ehe zerbrach. Gewiß versuchte er bei den verschiedensten einander feindlichen kirchlichen Richtungen sein Glück, um sie am Ende alle erbarungslos zu striegeln. Gewiß sind sein Wesen und seine Handlungen voller Zwiespältigkeit. Aber das beweist gegen die Richtigkeit seiner bitterbösen Satire ebensowenig wie nach Oscar Wildes frivolem Wort die Tatsache des Wechsels zwischen der Güte des Violinspiels des Fälschers.

Eines jedoch wird ihm niemand bestreiten können: die elementare Leidenschaft seines geistigen Strebens, genährt an seinem fanatischen Glauben an die reine Vernunft, sauberes Denken und intellektuelle Redlichkeit, und einen souveränen Geist. Für ihn ist richtiges Denken gleichbedeutend mit Moral und Gerechtigkeit, über die keine Empfindung, selbst kein Nationalismus oder Patriotismus Macht gewinnen dürften. Denn jede Empfindung trübt das klare Denken. Und er appellierte nur an die reine Logik, niemals an Empfindungen, weil sie ihre Grenzen in sich tragen. Er lebte von seinem Haß gegen Tyrannei, Unrecht und Unterdrückung.

So nahm er, aus englischer Familie geboren, leidenschaftlich für die unterdrückten und gequälten Iren Partei. Und in diesem Kampfe wurde er eine reale Macht, die das ganze irische Volk bejahte und an die keine Gewalt zu rühren wagte. Obwohl jeder wußte, wer der Verfasser der „Briefe eines Tuchmachers“ war, die das irische Volk bis unmittelbar vor die gewaltsame Erhebung führten, blieb er unangetastet, weil ein ganzes Volk ihn trug. Hier zeigen sich übrigens die Anfänge der bewundernswerten englischen Großzügigkeit gegenüber an ihnen aus den eignen Reihen geübter, noch so bössartiger Kritik. Swifts Schriften wurden am Hofe gelesen, wie es auch heute heißt, daß ein ebenso herrlich respektloses wie witziges Büchlein, eine ungewöhnlich begabte Geschichtsklitterung, die kaum eine englische geschichtliche Gestalt, freilich auf einer ganz anderen Ebene als Swifts blutige Satire und ohne die Vermummung des Utopisten, in Frieden läßt „1066 and all that“ von Sellar und Yeatman am Hofe beliebte Lektüre sei.

Im Kampf für Irlands Recht war Swift für das Volk der Dechant Irlands geworden, Triumphbögen und Glockenläuten begrüßten seinen Einzug, wo immer er sich zeigte; Medaillen, Ladenschilder, Taschentücher trugen sein Bildnis. Sein Schicksal zeigte, daß aufrechter Bekennermut gegenüber der Willkür immer eine reale Macht bleibt, wenn sie von dem Gefühl eines ganzen Volkes getragen wird.

Als man öffentlich nach dem „Tuchmacher“ fahndete, ging im Volke das Eingangsmotto aus der Bibel von Mund zu Mund, anknüpfend an seinen Vornamen Jonathan: „Also erlöste das Volk Jonathan, daß er nicht sterben mußte.“

Schönheit und Größe

Aufzeichnungen von einer Fahrt durch Korsika



Die korsische Freiheitsflagge, die man noch im ganzen Lande sieht, zeigt auf weißer Seide den „Afrikanerkopf“

In nur sechs Stunden fahren die Dampfer der Schifffahrtsgesellschaft „Fraissinet“ von Nizza nach Korsika. Es dauert aber noch gut eine Stunde länger, bis der Wagen aus dem Schiffsleib herausgehoben und der Erde wieder übergeben ist. Dann aber ist es immer noch früh genug, in den farbenglühenden Abend hinein die Fahrt durch die „Insel der Schönheit“ zu beginnen. Doch die Schönheit zwingt sich nicht auf. Man braucht Wochen, um Korsika als Landschaft zu begreifen. Dann aber wird der große Glanz, der von innen kommt und keine Schminke ist, ein um so größeres Geschenk.

Die wenigen Städte und Dörfer bestimmen nicht das Gesicht der Insel, ja es fehlen sogar baulich oder historisch beachtliche Burgen, Schlösser und Kirchen, die über das Land etwas aussagen könnten. Auch bunte Trachten oder äußerlich wahrnehmbare Bräuche sind nicht zu finden.

Die Frauen gehen in Schwarz gekleidet, und selbst die Mädchen dürfen sich nur dadurch schmücken, daß sie ihr Kopftuch in Spitzen arbeiten. Bei den Männern findet man vereinzelt noch die knallrote Leibbinde.

In Korsika, das wohl alle Mittelmeervölker irgendwann einmal in der Geschichte beherrschten und ausplünderten, wurden die sagenumwobenen Wälder längst von geschäftstüchtigen Europäern gemordet. Nur in einsamen, schönen Bergtälern finden sich noch Reste. So stellt das Land seinen eigentlichen Körper ohne jede Verhüllung zur Schau. Und siehe da: der Körper ist schön! Kühne, zackige Berge, rote, gelbe, grüne Granitfelsen, die häufig unvermittelt ins ewig grünblaue Meer stoßen und die ein buntes Spiel immer neuartiger Golfe bilden, über allem aber eine große Sonne und ein heißer, blauschwarzer Himmel: das ist Korsika. Oben, in den bis in den tiefen Sommer schneebedeckten Bergköpfen braut sich zum Abend eine neblige Wolkenwand, die von unsichtbarer Hand wie Kulissen geschoben wird, um so das Theaterhafte der Landschaft noch zu unterstreichen. Der ganzen Küste entlang beleben die in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Ruinen der einstigen Wachtürme der Genueser das Bild. Der mächtigste Turm vermag sogar dem herrlichen Golf von Porto eine besondere Note zu verleihen.

Wo der Fels nicht nackt zutage tritt, wächst niedriges, stacheliges Strauchwerk, das zu Beginn des Sommers die Luft mit betörenden, unbestimmbaren Düften erfüllt. Von nahe betrachtet, sieht man Millionen kleiner, vielfarbiger Blüten, die sich aber so den Sträuchern einfügen, daß das Ganze sich nur wie ein farblich-feinemempfundener, von allen leidenschaftlichen Wohlgerüchen des Orients erfüllter Teppich übers Land legt. Der Korse stört diese Natur selten, da er den Ackerbau nicht besonders liebt, „weil der Acker zu tief liegt und der stolze Korse nur aufrecht sein Brot verdienen soll“.

Die überwältigende Schönheit der Insel erlebt man in den Abendstunden. Wenn die Sonne sich heimwärts wendet und das schöne samtene Licht sich auf die Berge legt und in die Buchten senkt, wenn die Ziegen und Schafherden unter Glockengeläut von den Hängen in die Dörfer zurückkehren und die kleinen Eselchen ihre schwere Last abladen dürfen: dann steht die große, schöne Seele der korsischen Landschaft auf. In die beginnende Stille hinein wächst das Rauschen der Gebirgsbäche und das Branden des Meeres. Alle Düfte werden schwerer, alle Farben noch leuchtender und wärmer, bevor unter dem wehmütigen Gezirpe der Grillen die sternenerfüllte korsische Nacht heraufzieht. Dann begreift man, daß Korsika für den Europäer zum Rausch wird. Die Natur ist hier zu stark, um sie noch bewußt zu erfassen. Der Verstand schaltet sich aus, und es beginnt ein unbewußtes, aber dafür wohl noch um so stärkeres Erleben, das letzte Hingabe bedeutet.

Dörfer und Städte, die sich meist aus kubisch gruppierten Häusern bilden,



Im Golf von Porto

*Abend in Korsikas Bergen*

sind nicht viel mehr als nur Lesezeichen der Insel. Von größter Eigenart ist Calvi, das sich auf trozigem Felsen aus dem Meere erhebt. Selten kann man so schöne, wohlgeformte Festungsbauten und Mauern im Spiel der Sonne und des Wassers bewundern. Bastia bietet gewiß sehr viel mehr Hafenleben und Handelsverkehr, aber die Stadt hat nicht viel Reiz und könnte ebensogut an irgendeiner anderen Mittelmeerküste liegen. Corte, mit seiner aus dem Herzen der Bergstadt aufsteigenden Felsenfestung darf ebensowenig unerwähnt bleiben, wie das einmalige, die südliche Steilküste krönende Bonifacio, das den Blick auf Sardinien bietet. Gerade in Bonifacio, in dem sich Geschichte und Sage romanhaft verwirren, weiß man nicht, ob man in Italien oder in Afrika, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit lebt.

Ajaccio, die Hauptstadt Korsikas, bemüht sich immer wieder, seinen korsischen Charakter zu beweisen. Zwar wagt man nicht zu entscheiden, ob die Straßen, der Golf, die ferner liegenden Berge oder die lebhaften Menschen am stärksten in Erscheinung treten. Denn die Stadt und alles mit ihr wird auch heute noch von einem einzigen, großen Namen überschattet: Napoleon. In einem der hohen italienischen Häuser der Altstadt, deren schöne Räume fast alle noch venezianische Fresken bergen, da stand die Wiege dieses größten und geheimnisvollsten Korsen. Man betastet die schönen Empiremöbel, freut sich an den wohlausgewogenen Räumen und steht ergriffen vor dem Ruhebett, auf dem die tapfere Mutter Lätitia, als man sie am 15. August 1769 völlig erschöpft aus der Kirche nach Hause trug — gerade noch rechtzeitig genug, daß sie nicht auf der Straße Napo-



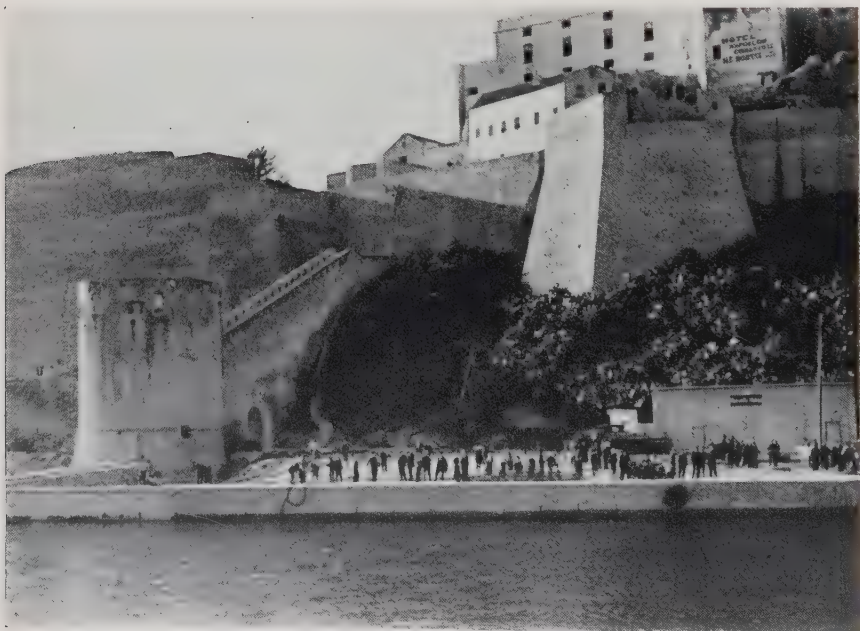
Wachtturm der Genueser (im Golf von Porto)



Blick auf Ajaccio

leon zur Welt bringen mußte — den späteren Kaiser gebär. „Madame Mère“ erwies sich also schon bei der Geburt dieses Kindes ebenso tapfer und natürlich wie später bei seinem Aufstieg und Niedergang. „Ich habe sieben oder acht Staatsoberhäupter unter meinen Kindern, die mir alle eines Tages wieder zur Last fallen werden“, sagte diese seltene Mutter, als ihr Sohn Napoleon als Kaiser von Frankreich fast über ganz Europa herrschte . . .

Darüber beginnt man die einmalige Erscheinung Napoleons ganz vom rein Menschlichen her zu betrachten. Man fährt durch das schöne Land, läßt sich betäuben von dem Aroma, das der Blütenteppich ausstrahlt, betastet die Granitfelsen, schaut auf die scharfkantigen, schneebedeckten Berge, in die tiefen, wasserreichen Täler und über das blaue, sonnerfüllte Mittelmeer, um sich immer wieder zu fragen: was hatte von all dem wohl Einfluß auf Napoleon?! Oben im Gebirge trifft man einen Hirten, der ganz Europa sah, sich aber unter sehr bescheidenen Lebensverhältnissen zu seinen Ziegen ins kornische Bergland zurückzog: „weil es hier wenigstens kein Kopfzerbrechen gibt“. Man sitzt mit kornischen Freunden zusammen, bestaunt ihre Verwegenheit, ihr sanguinisches Blut, ihre Liebe zur Tat, um der Tat willen — wobei sie gar nicht bis zu der Frage vordringen, was die Folgen der Tat wohl kosten. Die Begeisterungsfähigkeit ist groß, vor allem, wenn ehrenvolle Lorbeeren winken. Und allzuoft sieht man sie im heroischen Kampf — aber gleich der Fliege, die gegen das Licht kämpft. Die Menschen sind freundlich. Stets aber drängt sich die Frage auf: was ist an



Der Anlegesteg von Calvi



Calvi (Zitadelle)

raschende Bemerkung, daß sei ganz in Ordnung so: denn die rund vier Millionen Menschen, die ihr Blut zum Ruhme Napoleons, sei es in Afrikas Wüste oder in Moskaus Schnee und Eis vergossen hätten, wären ja auch keine Korfen gewesen!

Auf diese Weise entdeckt man den Sinn zum nüchternen Denken, den der Korfe mit seiner, ihm durch die Natur fast aufgezwungenen Neigung zum Theaterhaften, zum Pomp und zur Romantik zu verbinden weiß. Gerade diese Nüchternheit liebt er auch bei Napoleon. Und es gefällt ihm, daß Napoleon am 2. Dezember 1804, als er in der Notre-Dame-Kirche zu Paris zum Kaiser gekrönt wurde, das Szepter schon in der Hand haltend seinem Bruder verschminkt zuraunte: „Joseph, wenn uns so unser Vater sehen

ihnen napoleonisch? Spricht man die Frage aus, dann sind sie erstaunt. Sie lieben oder hassen den großen Eroberer, aber alle sind sie stolz auf ihn. Sie sehen ihn lieber als Held bei Austerlitz und schimpfen über die Franzosen, die Waterloo noch nicht vergessen haben. Und das Wort eines korsischen Abgeordneten, die Bedeutung des Hauses Bonaparte für Frankreich bestehe darin, daß Napoleon I. Frankreich Waterloo und Napoleon III. Sedan beschert habe, konnte kürzlich noch die ganze Insel in Aufruhr versetzen. Als wir aber gelegentlich bedauernd feststellten, daß Napoleon, der bei uns als großer Straßenbauer bekannt sei, leider keine einzige Straße in seiner Heimat angelegt habe, was man heute noch spüre, da erhielten wir die über-



Napoleon-Denkmal in Bastia

würde!“ Auch hat man in Korsika nicht vergessen, daß der Usurpator, als er mit Josephine die erste Nacht im Louvre-Palais wohnte, seine Frau frivol ermunterte: „Nun los, kleine Kreolin, schlafen Sie in dem Bett Ihrer Könige und Herren!“ Doch als er später in Ägypten erfuhr, Josephine habe ihn betrogen, schrieb er ernüchtert an den Bruder Joseph: „Ich brauche Einsamkeit. Die Größe langweilt mich, das Gefühl vertrocknet, und der Ruhm ist fade. Mit 29 Jahren habe ich schon alles bis zum letzten Nest ausgekostet.“



Corte

Photos: Dr. Hanns-Erich Haack

Auf Korsika, dessen Landschaft immer hoch oder tief, kalt oder warm, groß oder klein ist, das die Unruhe des felsigen, schneebedeckten Gebirges mit der unendlichen Ruhe sonniger Mittelmeergolfe zu verbinden weiß, dessen Menschen wildbewegt, romantisch und leise wehmütig und nüchtern zugleich sein können, versteht man den Menschen Napoleon. Die Insel lebt seine Laufbahn und sein Schicksal. Und es waren merkwürdigerweise immer Inseln, auf denen die Entscheidungen für sein Werden, sein Leben und seinen Tod fielen: Korsika, England, Elba und St. Helena! So außergewöhnlich, wie Land und Leute Korsikas sind, nicht Europa und nicht Afrika, nicht Abendland und nicht Morgenland, von nichts bestimmt, an nichts gebunden, so außergewöhnlich war auch die Erscheinung Napoleons. Aber das wußte er selbst. Denn schon nach Wagram, als er den Grafen Ségur fragte, was man wohl sagen würde, wenn er jetzt sterbe und sich Ségur in höfischen Phrasen erging, schnitt er ihm mit dem großen, allzu wahren Wort die Rede ab: „Nichts von alledem; man wird nur aufatmend sagen: Uff!“

R u n d s c h a u

Verschobene Entscheidungen. Zu den unbehobenen Spannungen und nicht beseitigten Gefahrenpunkten ist ein neuer getreten: der Sandschak Alexandrette. Nach dem türkisch-französischen Vertrag von 1937 sollte dieses Gebiet in Kleinasien im Rahmen des syrischen Staates eine Art Autonomie erhalten. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, daß die Schwierigkeiten, die in den Ansprüchen der zahlreichen im Sandschak lebenden Völkergruppen liegen, deren stärkste die Türken und Araber sind, auf dem gewöhnlichen Wege kaum zu beheben seien. Bei der Vorbereitung der in Aussicht genommenen Wahlen gerieten listenmäßig die Türken entgegen ihren Erwartungen ins Hintertreffen. Trotz eines starken Entgegenkommens Frankreichs schien die Türkei zur Selbsthilfe greifen zu wollen. Einige Tage sah es so aus, als ob mit einer militärischen Besetzung des Sandschaks durch die Türken zu rechnen wäre. Dazu ist es nicht gekommen, aber die Krise schwelt weiter. Frankreich wird wohl aus mittelmeeerpolitischen Gründen das Mandat über Syrien länger als geplant aufrecht erhalten, scheint aber bereit, der Türkei Zugeständnisse zu machen, wenn auf ihnen ein türkisch-französischer Freundschaftsvertrag sich aufbauen würde. Der Genfer Verband sitzt wiederum hilflos daneben, obwohl er in der syrischen Frage zu handeln gezwungen wäre. Auch im vorderen Orient geht die Liquidierung der durch die verschiedenen Friedensschlüsse in den Vororten von Paris inaugurierte Politik ihrem Ende entgegen. Bei dem Versuch einer Lösung der tatsächlich vorhandenen Mandatskrise werden sich zwangsläufig die Gegensätze im nahen Orient verschärfen müssen, um so mehr, als ja auch in Palästina eine endgültige Beruhigung nicht erfolgt ist. Weil die Zeit einer verfehlten Politik überreif zur Ablösung ist, zeigen sich auch auf dem Balkan beginnende Umschichtungen. Die Kleine Entente und der Balkanbund, die eine gegen Ungarn, der andere gegen Bulgarien geschlossen, sind im Grunde aktionsunfähig geworden. Denn wie auch sonst in Europa erweist es sich hier, daß eine Politik scheitern muß, die lediglich von einem negativen Ziel: der dauernden Niederhaltung eines besiegten Gegners, leben zu können meint, eben weil sie steril ist. Die wenigen Staatsmänner, die zu neuen Wegen streben, haben sich bisher nicht durchsetzen können. — Der Krieg in Spanien geht weiter, und es ist nicht abzusehen, ob die im Nichteinmischungsausschuß erzielte Einigung, die Sowjetrußland von England und Frankreich abgezwungen wurde, tatsächlich zu einer Beendigung des blutigen Ringens führen wird. Die Engländer nähren jedoch die Hoffnung, daß auf Grund der Maßnahmen aus den Beschlüssen des Nichteinmischungsausschusses bald eine Art Waffenstillstand erreicht werden könnte. Diese Möglichkeit gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß neuerdings Italien mit Energie die Inkraftsetzung des englisch-italienischen Abkommens ansteuert. Voraussetzung dafür ist ja die Regelung der Freiwilligenfrage in Spanien und unausgesprochen die Besserung der italienisch-französischen Beziehungen. Die Verbindung England — Frankreich ist enger denn je, wie sie auch der englische Königsbesuch in Paris, der auf den Juli verschoben wurde, erneut bekräftigt. Die Regierung Daladier sitzt fest im Sattel. — Eine fühlbare Entspannung ist in Europa nicht eingetreten, man hegt

Erwartungen, vertagt aber Entscheidungen. Die sudetendeutsche Frage harret immer noch ihrer Regelung. — Im chinesisch-japanischen Kriege haben nun auch die Elemente eingegriffen; dabei kann es ununtersucht bleiben, ob sie gerufen oder ungerufen die Fluten des Gelben Flusses zwischen die kämpfenden Armeen ergossen. Für die Japaner ist zweifellos eine Erschwerung der geplanten Operationen eingetreten, die allerdings die Chinesen mit ungeheuren Opfern an Menschen und fruchtbarem Land bezahlen müssen. Man könnte fast versucht sein, zu glauben, daß auch andernorts einmal die Natur über die Torheit der Menschen die Geduld verlieren wird und ihrerseits ein Machtwort sprechen wird. Denn zwischen den Stapeln brennbaren Zündstoffes laufen nach wie vor Menschen mit brennenden Pressesackeln herum. Sie sollten sich die Mahnungen zu Herzen nehmen, die der italienische Minister Alfieri auf dem Internationalen Zeitungsverlegerkongreß in Rom an die Welpresse richtete, statt die Nerven der um den Frieden bangenden Völker noch zu reizen.

Aus der Küche des Mythos. Mit dem Ruhm und dem Nachruhm ist es doch eine ziemlich unberechenbare Sache, die das Mittelalter mit seiner Skepsis in dem bekannten demonstrativen Satz „sic transit gloria mundi“ entschieden tiefer durchschaut hat als der moderne Mensch. Wir scheiden Ehre und Ruhm voneinander — Arthur Schopenhauer hat beiden eine treffliche, im Kern aber doch wohl dem Ruhme gegenüber zu optimistische Untersuchung gewidmet — wir scheiden sie, indem wir der Ehre die Zeit, dem Ruhme die Ewigkeit geben. Geht es aber wirklich so gerecht in der Weltgeschichte zu, daß die Menschheit auf längere Sicht nicht geblendet werden könnte, daß also der Ruhm und insbesondere seine höchste, ehrenvollste Form, der mythische, legendarische Ruhm, immer einen zu reichenden substantiellen Grund haben müßte im Gegensatz zur bloßen Ehre, die die Götter nach Laune über die Sterblichen austeilen? Sieht man einmal von der Sphäre der menschlichen Werkleistung ab, wo eine solche Gerechtigkeit und Vergeltung sicherlich am weitestgehenden herrschen, so wird es schon problematischer mit dem Ruhm, der sich an Taten kristallisiert. Vollends ins Dunkle gerät man aber, wo eine Gestalt, die „nichts geleistet und nichts getan hat“, nur dagewesen ist, etwas bedeutete, einen geflügelten Ausspruch machte oder in irgendeiner Hinsicht sozusagen das Menschliche begrenzt hat, im Gedächtnis der Nachwelt über Jahrhunderte erhalten wird. Ob man nun an den närrischen Herostrat oder an den göttlich schönen Antinous denken will; ob man das noch fast unerforschte Dunkel des Frauenruhmes erwägt! Sicher ist nur soviel, daß gerade solche Gestalten des Mythos liebste Kinder zu sein pflegen, und daß sie von ihm aufgepäppelt, ja nahezu erfunden werden können, wofür in ihnen nur irgendeine rätselhafte Anlage vorgebildet ist, deren sich der mythisierende Trieb der Menschen bemächtigen kann. Wir brauchen nicht in die ferne Geschichte zurückzugehen. Wir haben ein solches Beispiel aus unseren Tagen zur Hand. Da ist die rätselhafte „Unbekannte“ aus der Seine, die junge Frau mit dem etwas verführten Mona-Lisa-Gesicht, deren Totenmaske oder Photographie seit langem einen beispiellosen Triumphzug durch das deutsche Bürger- und Kleinbürgerhaus angetreten hat. Es wäre gewiß

ein singulärer und seines Ruhmes würdiger Fall, daß ein Mensch nicht nur mit einem tragischen Tode, nicht mit einem großen „letzten Worte“, einer opfernden Handlung, sondern weit sublimierender mit der tiefen Schönheit seiner letzten Gebärde sich die Welt, den Ruhm und einen Mythos zu erwerben vermöchte; wenn eben nur alle diese Zusammenhänge zu Recht bestünden und jener Mythos in der Tat der Ausdruck eines Unbekannten, Unsagbaren und Unerkennbaren wäre! Geht man ihm aber nach und spielt der Zufall einem einige Spuren seiner wirklichen Zusammenhänge in die Hand, so offenbart gerade dieser scheinbar durch seine Reinheit faszinierende Fall Einblicke in den fragwürdigen Kulissencharakter solcher Mythifizierungen, wie sie vielleicht nicht heilsam, aber doch ernüchternd wirken. Stoffhungrige Erzähler haben Novellen über das Schicksal jener Unbekannten geschrieben, deren eine ein in die Hunderttausende gehender Bucherfolg geworden ist. Ein Film wurde gedreht; die Maske selber ist nicht nur tausendfach verbreitet worden, sondern auch in die ernsthafteste Literatur, soweit sie sich mit Totenmasken befaßt, eingegangen, immer mit der Voraussetzung, daß es sich bei ihr um eine echte Gesichtsabnahme eines ertrunkenen Mädchens handelt, das irgendwann in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts aus der Seine gefischt wurde und in den kurzen Stunden seiner Aufbahrung durch eine wahrhaft göttliche Fügung den ebenfalls unbekannten Mittler gefunden hätte, der uns das schöne Bild ihres letzten irdischen Grußes bewahrte. Soweit geht alles in Ordnung. Wie aber, wenn man in einer namhaften Berliner Kunsthandlung beiläufig das Folgende erfährt: vor etwa eineinhalb Jahrzehnten bestellt ein in Berlin ansässiger Franzose ein Stück jener damals in Deutschland so gut wie unbekannten Maske, die aus Paris beschafft wird. Es lagert in der Kunsthandlung und wird von seinem Besteller nicht abgeholt, bis die Geschäftsleitung es endlich anderweitig zu verwerten sucht, die Maske — von ihrer bis dato unbekannten Schönheit angesprochen — photographiert, die Photographien ausgestellt und von ihnen einen völlig unerwarteten riesenhaften Absatz tätigt, der dann wiederum dazu führt, neue Masken anzufordern, nachzugießen und zu vertreiben. So rätselhaft rasch, wie sie sich einführen, so geheimnisvoll zugleich die Entstehung der Legende, daß es sich hierbei um eine ertrunkene unbekannte Frau, deren Schicksal an den Anfang dieses Jahrhunderts zu verlegen ist, handele. Denn in der gleichen Kunsthandlung lagert bis zur Stunde eine Lithographie, die aus dem Jahre 1864 datiert und „jeune femme“ unterschrieben ist, aber unverkennbar die Züge jener Unbekannten trägt. Freilich — wie es schon der Charakter einer Lithographie mit sich bringt — nicht mit dem vollen Schmuck, den die Maske in der heute verbreiteten Form ausstrahlt. Immerhin aber doch deutlich genug, um die Identifizierung außer Frage zu stellen und damit dem Fall ein beträchtlich höheres Alter zuzuwenden, als er es der Legende nach hat. Außerdem verrät die Unterschrift nicht das geringste darüber, ob es sich überhaupt um eine Totenmaske und gar um eine ertrunkene Unbekannte handelt. Wer würde angesichts solcher Tatsachen nicht neugierig? Alles, was sich unter der Hand bei Umfragen und Nachforschungen auch unter Franzosen erfahren läßt, läuft aber nur darauf hinaus, Unbekanntes durch andere, nicht minder dunkle Zusammenhänge zu ersetzen. Da soll bereits

in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine französische Erzählung im Zusammenhange mit der Maske geschrieben worden sein. Dem steht wieder entgegen, daß man sie andererseits für den von einem Bildhauer auf Totenmaske hin stilisierten Gesichtsabguß einer Lebenden, und zwar einer Schauspielerin hält, der um die Jahrhundertwende datiert. Stil und Ausdruck der Maske würde jedoch wiederum mehr für das zweite Empire sprechen, wobei aber offen bliebe, ob es sich nicht um eine Überarbeitung eines viel älteren Stückes handelt. Sicher ist nach alledem eben nur so viel, daß der heute umgehende Mythos, unter dem diese Maske nun einmal zu ihrer Berühmtheit gelangt ist, nichts als Kulisse ist; so feste und so schöne Kulisse allerdings, daß man sich wohl denken kann, die Menschheit werde sich aller Wahrheit zum Troß dies Opfer ihrer Lust am Legendenbilden nicht so rasch wieder rauben lassen.

Probleme des Romans. Seit die Welle der historischen Romane die zweite Phase des psychischen Naturalismus, die von James Joyce ausging, ablöste, ist die Formwelt des Romans problematisch geworden. Er glitt in den meisten Fällen in die viel berufene Halbkunst der Reportage, des Berichtens über vergangene Wirklichkeit zurück; der jeweilige Autor zog sich und das Bild seiner Welt hinter den unpersönlichen Stoff zurück, den er am Reichsfaden der Zeit mehr oder weniger wirkungsvoll auffädete. Vom Stoff her wurde eine Distanzierung gegen die Welt von heute gesucht, wie wir sie ganz ähnlich im Drama in den unzähligen historischen Tragödien der letzten Jahre erlebten. Für das Drama hat Reichsminister Dr. Goebbels in seiner Rede auf der Wiener Reichstheaterwoche energisch die Forderung nach stärkerer Zeitgemäßheit erhoben: der Roman bedarf der gleichen Umstellung — und zwar nicht nur im Gegenständlichen. Es gibt auch historische Romane mit Stoffen von heute: die Fälle, in denen ein Autor nicht nur mit seinem Stoff, sondern mit der Gestaltung beim Heute einkehrt, sind sehr selten. Ein Beispiel lebendiger Modernität im besten Sinne ist der zweite Roman der sehr begabten Ilse M o l z a h n, den wieder Ernst Rowohlt herausgebracht hat. Er heißt „Nymphen und Hirtentänzen nicht mehr“ und ist ein Versuch, das Stoffliche der Erzählung vom bloßen Bericht zu befreien und es hineinzunehmen in den Strom des eigenen Lebens, aus Lebensgefühl und Lebenserkenntnis Bilder und Schicksale erstehen zu lassen und die Form des Ganzen schon dem gegenständlichen Sinnbild der Erzählung anzunähern. Der Roman, trotz des skeptischen Titels ein schönes, gläubiges Buch, schwingt in sich wie der verlorene Ring, von dessen Wanderung er berichtet: nicht ein Einzelschicksal ist Thema, sondern viele einander fremde und ineinander verflochtene, die der geheimnisvolle Strom des Daseins trägt und rundet und zur Vollendung bringt. Ohne alle abstrakte Spekulation, rein aus der Fülle des Lebens ist dieses starke, unmittelbare Buch gewachsen — das über den Einzelfall hinaus das Problem des heutigen Romans und seiner Form weiter vorgetrieben hat als die meisten andern Bücher der jüngeren Generation. Hier liegt ein Werk aus dem Heute vor, das Form geworden und doch niemals vom Leben abgedrängt ist, eine Dichtung von schwebender Schönheit — und ein sehr reizvoller Beitrag zum Werden der neuen modernen Literatur.

Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias 1726

(2. Fortsetzung)

II.

Den Weg zur Kreuzkirche legte Tobias in der Verfassung eines Menschen zurück, der nach einem unvorhergesehenen heftigen Schlag vor den Kopf gerade noch imstande ist, sich fortzubewegen, nicht aber, Betrachtungen über sein Erlebnis anzustellen. Die unheimliche und fräßenhafte Fremdheit, in die diese Stadt sich seit gestern abend ihm gegenüber verhüllte, konnte nicht mehr gesteigert werden: er starrte in ihr Getriebe wie in die Bilderflucht eines Fiebertraums und fühlte doch mit zusammengeschnürtem Herzen, daß er sich nicht etwa als Beobachter hinter einer gläsernen Wand und selber unanfechtbar befand, nein, daß er in maßlos beängstigender Weise in dies heiße wirbelnde Leben einbezogen war, weil in seinem eigenen Wesen zum erstenmal etwas aufgewacht war, was diesem Leben verwandt und einer Herkunft, einer Natur mit ihm zu sein schien. Er würde dem nie mehr entinnen können. Das, was hier Dresden hieß, würde in tausend Gestalten überall auf ihn lauern, einfach, weil er selbst es mitbringen würde, weil er ja selbst, wie er es nun nicht mehr ableugnen konnte, ein Teil war von dem, was als Welt geschieden von Gott, von Ihm noch nicht übermocht und in ständigem Aufruhr wider Seinen Willen begriffen war. Er fühlte diesen unerwarteten jähen Zusammenbruch seiner gelassenen Gewißheit der Verbundenheit mit Gott als einen Sturz ins Leere, gegen den die Enttäuschung an Seraphine kaum mehr ins Gewicht fiel, als ein Kinderschmerz um eine versagte Süßigkeit. Wenn der Hauch eines Trostes ihn zuweilen berührte, so war es durch die aufsteigende Erkenntnis, daß er ja doch noch fähig war, den Aufruhr seines Herzens als widergöttlich und unchristlich zu empfinden — daß er sich selbst mit ratlosem Zorn, mit Gram, mit dem ungestümen Wunsch, sich zurechtzufinden, gegenüberstand, und daß in dieser Zerrissenheit, dieser Spaltung, so quälend sie war, die Gewähr dafür liegen mochte, daß Gott ihn dennoch nicht völlig verworfen hatte.

Er war langsamer und langsamer gegangen, um nicht vorzeitig in der Superintendentur anzukommen. Als er in die stilleren Gassen im Umkreis der Kreuzkirche einbog, hatte sein jagendes Herz sich beruhigt. Im Schatten der Kirche blieb er stehen, um einmal tief aufzuatmen, und wie er es gewohnt war, jeweils sein Gebet mit ein paar tiefen Atemzügen, mit dem Aufseufzen zum Vater einzuleiten, so erhob sich jetzt, bei der unwillkürlichen Übung des Körpers, die ermattete Seele aus ihrer drangvollen Dunkelheit zu einer Beschwörung des unvergänglichen Lichtes. Hatte er während der Nacht nur mühsam erinnerte Gebets-

zeilen, Bibelverse und Liederstrophen hervorbringen können, um sich an sie zu klammern wie ein Schiffbrüchiger an Planken seines geborstenen Fahrzeugs, so war das „Herr, hilf mir! Laß mich nicht untergehn, verlaß mich nicht! Herr erbarme dich meiner!“ dessen er jetzt in unmittelbarem Aufschrei fähig war, in seiner Wirkung wie das blinde Ergriffenhaben einer rettenden Hand. Tobias seufzte noch einmal das Gesicht mit geschlossenen Augen erhoben. Dann holte über ihm die Turmuhr zum Schlage der Stunde aus, und er entsann sich hastig der Gegenwart. Er zog sein Tuch und wischte sich über das erhitzte Gesicht; auf seine bestaubten Schuhe blickend, überlegte er unschlüssig, ob es anginge, sie mit diesem Tuche zu säubern, was ihn aber doch unziemlich dünkte, denn es war das schöne große Schnupftuch aus weicher indischer Seide, das ihm die alte Gräfin zum letzten Geburtstag geschenkt, und das er jetzt erst für diese Reise in Gebrauch genommen hatte. Ich hätte es Seraphine verehren sollen — was tu' ich damit? dachte er traurig und betrachtete das fremdländisch gemusterte, herbstwaldbunte Gewebe in seiner Hand plötzlich verzaubert und hingerissen, als sähe er es zum erstenmal. Es blieb ihm jedoch keine Zeit, weder dieser neuen Versuchung nachzugeben, noch seine äußere Erscheinung endgültig aufzufrischen. Er hörte sich angerufen, blickte erschrocken auf und sah einen stattlichen Mann in mittleren Jahren, seiner dunklen Kleidung nach einen Geistlichen, auf sich zukommen. „Herr Magister Lennacker?“ fragte er — „nun, das trifft sich ja günstig!“

Er sei der Archidiaconus an der Kirche zum Heiligen Kreuz, Magister Hahn, erklärte er freundlich. Er komme soeben vom Superintendenten, der unerwartet zu einem Sterbenden gerufen worden sei und Anweisung gegeben habe, wenn der Herr Magister Lennacker vorspräche, möchte der Küster ihn hinüber in die Wohnung des Archidiaconus schicken. Er, Hahn, sei von allen zwischen dem Konsistorio und der Pfarre zu Meinerswaldau schwebenden Fragen wohl unterrichtet, und falls es da noch etwas zu erinnern gäbe, sei er vom Superintendenten ermächtigt, jede Auskunft zu erteilen und das gute Einvernehmen, das sich schon in der gestrigen Unterredung herausgestellt habe, zu festigen. Im übrigen sei es ihm eine rechte Freude, in dem jungen Herrn Magister einen Sohn des ihm rühmlichst bekannten Herrn Justus Lennacker und den Nachkommen so vieler anderer wackerer sächsischer Pfarrherren kennenzulernen! Seine Frau sei weitläufig mit der Familie Lennacker verwandt, und es gäbe wohl überhaupt in ganz Kursachsen kein einziges Pfarrhaus, in dem nicht Mann oder Frau in Vergangenheit oder Gegenwart eine verwandtschaftliche Beziehung zu den Lennackers nachweisen könnten. Diesen Eindruck habe jedenfalls er als Ausländer — ja, er stamme aus Mecklenburg! — von der vielfältigen Versippung kursächsischer Pfarrergeschlechter gewonnen. Lennacker wußte auf all dieses zunächst nichts mehr vorzubringen als die verlegene Abwehr: ganz so schlimm sei es hoffentlich doch nicht!

Sie hatten während dieser Unterhaltung den Platz vor der Kirche gekreuzt und sich dem Pfarrhaus genähert. Tobias bemerkte, wie freundlich die Begrüßungen waren, die seinem Begleiter von Vorübergehenden zuteil wurden, wie auch die Kinder herbeigelaufen kamen, um ihm die Hand zu geben, und wie aufmerksam und väterlich er darauf erwiderte. „Nun, Laubler — Er hat sich ja lange nicht

bei uns sehen lassen!“ redete er einen Menschen an, der ihm den Weg zur Haustür vertreten zu wollen schien, dann aber zur Seite wich und ihn von unten herauf mit einem sonderbaren Ausdruck anstarrte: unterwürfig, hungrig, aber mit einem hinterhältigen Glimmen im Blick, so daß Tobias wie durch eine unverständliche Drohung erschreckt auf den Pfarrer sah, als sei der gefährdet. Hahn schien nichts dergleichen bemerkt zu haben. „Nun“, wiederholte er geduldig, als er keine Antwort bekam, „wo drückt denn der Schuh, Laubler? Wenn Er etwas auf dem Herzen hat — Er weiß ja, wann ich zu sprechen bin!“

Der Mann blickte aus den Augenwinkeln nach ihm und sah gleich wieder weg. In seinem starren Lächeln lag ein abwägendes Lauern, dessen unverkennbare Bösartigkeit Tobias von neuem erschauern machte. Hahn zuckte die Achseln. „Also Laubler, dann kommt Er eben wieder, wenn Er sich besonnen hat, was Er will!“ sagte er abschließend und öffnete die Haustür, um Lennacker eintreten zu lassen. „Jawohl, Herr Archidiaconus — vielleicht besinn’ ich mich noch . . .“ antwortete jetzt eine heifere Stimme, und Tobias grübelte noch über den Tonfall der Worte nach, als ihn der Pfarrer schon in die Stube im ersten Stock hereinnötigte. „Ein Sorgenkind“, sagte Hahn kopfschüttelnd, indem er den dunklen Rock ohne Umstände mit der über einer Stuhllehne hängenden Hausjacke vertauschte; „nehmen Sie doch Platz, Herr Magister! Ja — ein Sorgenkind, dieser Laubler! Der Mann, müssen Sie wissen, war Papist. Er kam mit allerhand Skrupeln zu mir und ist dann, nachdem ich ihn eine Weile unterrichtet habe, zu unsrer Kirche übertreten. Nun hat er sich aber seit Monaten nicht mehr bei uns sehen lassen, und ich habe Grund, zu befürchten, daß die Jesuiten sich seiner bemächtigt und ihm die Hölle eingeheizt haben. Ja, Herr Bruder, was wir heute im Mutterland der Reformation erleben, darüber könnten wohl die Engel im Himmel das Weinen lernen!“

„Freilich wohl!“ gab Lennacker zu; und unbedacht fuhr er fort: „Wenn schon die Kinder böhmischer Exulanten und Märtyrer ihrer Väter teuer erkauften Glauben verraten und sich Rom in die Arme werfen . . .“

Hahn blickte ihn überrascht an: „Wie? Von wem reden Sie? Ich meine doch unsre hiesige böhmische Gemeinde zu kennen!“

„Es soll vorgekommen sein — irgendwo — vielleicht ein leeres Gerede“, stammelte Tobias, dankbar, daß der Pfarrer sich einem Aktenstück auf seinem Pult zugewandt hatte, um es eilig blätternd zu prüfen; und er lenkte schnell ab: „Er trug doch Uniform, dieser Mann — also ein Soldat?“

Hahn versah das Schriftstück mit einer Bleistiftnotiz und wandte sich seinem Gast wieder zu. „Er ist bei des Kurfürsten Reitenden Trabanten untergekommen — übrigens auf meine Verwendung. Ist ein alter Kriegsknecht, der in aller Herren Ländern gedient hat, sogar unter den Mameluken. Von Haus her gelernter Metzger; wenn so einer dann zum Kriegsdienst kommt, um gewissermaßen beim Handwerk zu bleiben — hm, das hat seinen eigenen Beigeschmack und gefiel mir nicht recht. Schlägt sich jedoch redlich mit seinem Teufel herum, macht sich mehr mit Glaubensfragen zu schaffen als mancher Gerechte und ist in der Disputation nicht zu verachten, obwohl er ganz ungelehrt ist.“

„Er hat etwas Fanatisches — etwas Krankes in seinen Augen“, sagte Tobias grüblerisch, „Sie sollten vor ihm auf der Hut sein.“ Hahn lachte auf. „Herr Bruder, wenn man sich vor Kranken fürchtet, soll man nicht Arzt werden. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht... Solcher Kranker, wie der Laubler einer ist, hat unser Säkulum mehr als Gesunder, und wenn wir sie nicht heilen können, so sollen wir ihnen doch den Weg zur Genesung weisen.“

„Wenn sie aber gar nicht wissen, daß sie krank sind?“ warf Tobias ein, wieder ganz im Irrsal der eigenen Sorge befangen.

„Wer weiß denn, ob er gesund ist!“ gab Hahns getroste Stimme zurück. Er trat vor Tobias hin, hob den Zeigefinger und sagte ein wenig lehrhaft, aber mit einer inneren Überzeugung, die Kraft ausströmte: „Herr Bruder: e i n s aber wissen wir Evangelischen doch sicherlich, nämlich wo das Heil ist, und daß alles, was die Papisten der Seele an Pflastern und Tränklein aufschwätzen wollen: Heiligendienst, Ablasskaufen, Werkgerechtigkeit, Paternosterplappern und Wallfahrten — daß solches alles pure Quacksalberei ist vor dem, den der Herr gesandt hat, zu heilen die zerstoßenen Herzen, den Blinden das Gesicht wiederzugeben! Es heilt weder Kraut noch Pflaster, Herr Bruder, sondern allein Sein Wort u n d : durch Seine Wunden soll uns geholfen werden! Das hatte der Laubler auch schon eingesehen — ja, wahrhaftig, er schien das Heil ergriffen zu haben...“

Die letzten Worte sagte er mehr zu sich selbst, mit gesenktem Kopf und in nachdenklicher Bekümmernis. Dann machte er eine Handbewegung, als wollte er etwas verschonen, und fuhr fort, zum Gegenstand ihrer ersten Unterhaltung zurückkehrend: „Aber — was die kursächsischen Pfarrhäuser angeht, Herr Magister, da sind wir doch gewiß einer Meinung! Was sollte Kursachsen anfangen, heute, da sein Landesvater sich und sein Haus um die dreißig Silberlinge der polnischen Krone an Rom verkauft hat, wenn nicht die lutherische Geistlichkeit das Land durchsekte gleich einem Netz lebendiger Adern, nicht nur einig im Geist, sondern auch leibhaftig von gleichem Blute genährt!? Nun, und wenn das übertrieben sein sollte, es ist doch etwas Wahres daran, und wenn die adligen Sippen das Bollwerk der irdischen Throne sind, so steht und fällt unsre Kirche heute mit den alten Pfarrergeschlechtern. Die Papisten mögen sich was auf ihre priesterliche Hierarchie zugute tun — das soll uns nicht anfechten. Durch die Pfarrhäuser ist unsre Kirche lebendig im Volke verwurzelt, und sie herausreißen, hieße, dem Volk eine Wunde schlagen, an der es verbluten könnte!“

Tobias vermochte nicht gleich zu erwidern. Er sah vor sich nieder. Hahn hatte also die beiläufige Antwort, die er ihm vorher auf seine Begrüßungsworte gegeben, nicht nur über den Zwischenfall mit Laubler hinaus im Sinn behalten — er war sogar mit einer Betonung darauf zurückgekommen, die selbst einen so tief in sich versponnenen Menschen wie ihn stuhig machen konnte. Es gab jedoch kaum einen Zweifel darüber, aus welchem Grunde und in welcher Absicht der Archidiaconus dies Thema wieder in den Mittelpunkt des Gesprächs zu ziehen bemüht war. Tobias lächelte etwas hilflos. Schon gestern in der Unterredung mit Löschner war die Vermutung ihm aufgestiegen, der Vater möchte die Dresdener Herren in einem vertraulichen Schreiben gebeten haben, Einfluß auf den wunderlichen

Sohn zu nehmen, der sich sanft, aber hartnäckig weigerte, seine Erziehung und Ausbildung zum Theologen durch die Bewerbung um ein Amt zu besiegeln. Der Vater selbst — Tobias wußte es, obgleich dies niemals eingehend zwischen ihnen erörtert worden war — wäre nicht instande gewesen, sich je in ein andres Predigtamt zu fügen als in das abgelegene seiner vom Geist der böhmischen Brüder getragenen und von dem gräßlichen Patronat im gleichen Sinne verwalteten Landgemeinde zu Reinerswalbau; er ließ den Sohn geduldig und ratlos gewähren, aber Tobias wußte, daß er sich Sorgen machte und es gern gesehen hätte, wenn er wenigstens den Versuch machen würde, den üblichen Weg zu beschreiten. Gewiß hatte er vom Vater nie ein abfälliges Wort über die Kirche vernommen. Aber — hatte man ihn nicht in Halle studieren lassen, wo die Sticheleien auf die Kirchenverfassung ebenso wie auf die beamtete Geistlichkeit des orthodoxen Protestantismus, die „Mietlinge und Baalspfaffen“, denen Kanzel, Altar und Beichtstuhl zu „Göhen“ geworden wären, zur Tagesordnung gehörten? Und war Reinerswalbau selbst nicht von jener unbetonten, milden, gleichwohl unwiderleglichen Ablehnung kirchlicher Frömmigkeit durchdrungen, wie die Brüdergemeinde sie nun einmal hegte? War er sich mit seinen Freunden, vor allem mit seinem bewunderten und geliebten Schul- und Studiengefährten, dem jungen Grafen Zinzendorf, nicht von jeher einig darüber gewesen, daß die lutherische Kirche, zum mindesten soweit es die Anstellung und Versorgung ihrer Lehrer und Prediger angehe, recht sehr eine weltliche und bürgerliche Anstalt geworden sei? Da es aber jetzt zu antworten galt, hob er den Kopf und sagte, seine Worte wägend, gewiß, das gäbe er ohne weiteres zu, daß, wo es auf ein Vollwerk für das reine Evangelium gegen die Irrlehren Roms ankomme, einzig die Kirche Luthers dies Vollwerk darstellen könnte! Darüber aber, ob die Versippung der Pfarrersfamilien auf und nieder durchs ganze Land einen Vorteil für den evangelischen Geist dieses Vollwerks bedeuten könne, darüber sei er doch geneigt, sich Zweifel zu machen. Und nun, ohne Umschweife dorthin vorstoßend, wo Hahn ihn ja offensichtlich haben wollte, setzte er freimütig hinzu: „Was mich angeht, Hochwürden, so muß ich Ihnen erklären, daß es eben das Bewußtsein meiner vielfältigen Familienbeziehungen zu kirchlichen Kreisen ist, die es mir schwierig, ja unmöglich macht, mich um ein Amt zu bewerben. Ja, gerade weil ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um versorgt zu sein, kann ich mich nicht entschließen! Würde denn je ein Mensch danach fragen, ob ich auch von Herzen wiedergeboren und ein demütiger Gottesknecht sei — ob meine Predigt aus dem rechten Glauben geschähe — ob ich wahrhaft in unsres Herrn Nachfolge stünde? Daß ich ein Sohn meines Vaters, ein Enkel des Hofpredigers zu Rotha, ein Urenkel des seligen Herrn Lennacker zu Bülow — annoch von Mutters, Großmutters und Urgroßmutterns Seiten her Enkel, Nefse und Vetter der halben kursächsischen Klerisei sei — das würde ins Gewicht fallen, das würde den jeweiligen Herrn Patron, die jeweiligen Stadtväter, ja selbst ein hochwürdiges Konsistorium zunächst in Erwägung ziehen! Und — verstehen mich Euer Hochwürden nur richtig! — das ist der Grund, weshalb ich die Hand nicht ausstrecke. Lieber lebe ich meiner Hände Arbeit und warte ab, ob Gott mich wahrhaftig zu seinem Diener

und Prediger haben will. Und will er mich, so wird sein Ruf mich zu finden wissen. Dessen bin ich gewiß."

Ohne zu unterbrechen, hatte Hahn ihn aufmerksam angehört. Eine halblaute Äußerung, die er nun vor sich hinbrummte, bewies, daß er nichts Neues erfahren habe: ja — es sei ihm schon dies und das zu Ohren gekommen — aber daß es dem Herrn Magister wirklich so ernst damit sei... Dann verstummte er und starrte nachdenklich vor sich hin. Ersichtlich lagen ihm Einwände auf der Zunge, für die er den Ausdruck noch suchte. Tobias hing den Bildern nach, die von den eigenen Worten beschworen, in seiner Vorstellung aufstiegen: Generationen von Priestergeschlechtern, über ganz Kursachsen, ja über das ganze lutherische Deutschland verzweigt, mit den Knotenpunkten dort, wo in Stadt und Land die mehr oder weniger einträglichen Pfarrstellen blühten. Die Kreuz- und Querverbindungen, die da geschahen, wie der Vater den Sohn, der Onkel den Neffen, der Vetter den Vetter in erledigte Posten hineinschoben — wie hier eine Pfarrerstochter, dort eine Witwe und mit ihnen ertragreiche Pfründen erheiratet wurden — wie allerorts Bruckkammern waren, in denen der Nachwuchs gehegt und herangezögelt wurde, und wie überall dort, wo der Faden einmal abriß, sogleich ein neuer geknüpft war, dessen Einschlag nach kurzem unsichtbar im glatten Gewebe aufging... Wie bei alle dem die Pflege des Kultes, die Seelsorge, der Dienst an Wort und Sakrament zum Geschäft ward, zum Handwerk, das den Mann ernähren, die Familie tragen, den Hausstand auf anständiger Grundlage und endlich noch ein sorgenfreies Alter verbürgen mußte: war das nicht immer wieder zwischen Zinzendorf und ihm im Kreise gleichgesinnter Freunde am Maßstab evangelischer Grundsätze geprüft und mehr oder weniger entschlossen verworfen worden?

„Wo“ — fuhr er eindringlich fort — „wo haben wir Boten und Verkündiger nach der Weise Matthaei, Kapitel 10? Nach der Apostel Weise? Auch nur nach der Weise der alten Kirche? Wir scheitern auf die Verweltlichung der römischen Kirche und dünken uns evangelischer als die Papisten — aber sind wir nicht in unserer Art ebenso und wenn möglich noch irdischer verquickt mit dem Wesen der Welt?“

„Und hätten wir eine Kirche, wenn wir sie ohne solche Verquickung haben wollten?“ fragte Hahn jetzt zurück, indem er sich erhob und gesenkten Hauptes, mit auf dem Rücken verschränkten Händen im Zimmer umherzugehen begann, als müßte er die Gedanken, die sich in ihm bildeten, durch Bewegung in Fluß bringen. Tobias bemerkte die innere Arbeit in dem angespannten Gesicht des andren und fühlte eine unklare glückliche Erregung. Er wußte auf einmal, daß er sich nach einer solchen Aussprache gesehnt hatte — daß er heimlich enttäuscht gewesen war, sich Löcher gegenüber doch nicht ganz unumwunden aussprechen gekonnt zu haben, weil der feurige alte Herr ihm mit Zuspruch und mit Ermahnungen gleich so heftig zugekehrt hatte.

„Die Kirche“, antwortete er, und sein Ton war ehrfürchtiger als vorher, „Kyriakon — das Haus des Herrn — nein, Hochwürden, ich kann mich nicht dazu verstehen, das Haus, das den Völkern ein Bethaus sein sollte, unbedenklich

den Krämern und Wechslern preiszugeben — und was geschieht denn anderes, wenn die Priester um Lohn lehren und die Verkündigung zum Brotheruf wird gleich den Verrichtungen und Hantierungen dieser Welt! Hat nicht bei uns Evangelischen so gut wie bei den Papisten die Obrigkeit das erste und letzte Wort, nicht die Gemeinde, wie zu der Apostel Tagen? Aber wo keine rechte Gemeinde mehr ist, sondern nur Volk, das sonntags zur Kirche läuft, und das trauen, taufen und begraben läßt, weil es nun einmal der Brauch und den Herren dieser Welt angenehm ist — da kann wohl Gottes Geist nicht mehr wohnen, da kann sein Tempel nicht sein!“

„Der Herr Magister vergift, daß die alte Kirche als eine kleine Familie unter lauter Heiden wohnte; heut aber sind ganze Völker, ja, ganz Europa ist in der Wollé gefärbt durch das teure Blut unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ Hahn hatte trockenen Tones begonnen, wies nun aber einen Ansaß zur Antwort, den Lennacker machte, mit einer lebhaften Handbewegung zurück. „Ich glaube zu wissen, was Sie einwenden wollten“, sagte er, „nämlich, daß durch die Taufe viele Christen wirklich nur eben in der Wollé — nicht aber bis in die Seele hinein christlich gefärbt sind, und daß die Weltläufte genugsam erweisen, was von solchem Christentum zu halten sei. Will gar nicht abstreiten, daß es so ist und daß auch Prediger unter solchen Titularchristen seien, die von keiner wahren Erweckung und Buße wissen und wie tönendes Erz oder klingende Schellen von Gottes Geheimnissen künden. Warum sich aber an diesen ärgern, Freund, wenn wir doch sehen und wissen, daß es allenthalben wackere Brüder gibt, die sich nach Kräften mühen, Gottes Pflanzgarten auf Erden — und was will die Kirche denn anderes sein? — redlich zu pflegen?“

„Ein Pflanzgarten?“ fragte Tobias zögernd und nachdenklich. „Soll sie nicht ein Abbild und Spiegel der Gemeinschaft der Heiligen sein? Daß sie sich aber in ihrer jetzigen Gestalt dafür hält, zeigt das nicht, daß Gott sie in ihren Sünden dahingegeben und sich von ihr abgewandt hat?“

„Eine Gemeinschaft der Heiligen zu sein, steht nicht im freien Willen von uns Menschen“, antwortete Hahn, und sein Ton war nicht ohne Ungeduld. „Ist mir auch kaum je begegnet, daß eine Gemeinde so dünnlich war — habe dagegen häufig gefunden, daß die, so sich absondern und sich vollkommen wännen, solcher Versuchung nicht widerstanden haben. Nun, nun — ich will damit nicht sagen, die Leute zu Reinerswaldau und der Herr Magister vielleicht mit ihnen, oder etwa der junge Graf und seine Vertelsdorfer Gemeinde rühmten sich der Vollkommenheit und sähen auf uns herab, die wir uns an die Gemeinschaft der Heiligen als an die unsichtbare Kirche ü b e r allem irdischen Stückwerk eben nur g e t r a u e n zu glauben und im übrigen an unsere Brust klopfen: Herr, sei uns Sündern gnädig! Nein, das will ich nicht sagen, ich spüre wohl, daß der Herr Magister ein demütiges Herz hat und ihm um die Wahrheit zu tun ist. Sind ja auch die Mährischen und Böhmischn, mit denen der Herr Magister allermeist zu schaffen hat, weit weniger verblendet und hoffärtig, als etwa unsre Schwärmer und Enthusiasten scholae Halensis.“

„Ob ich von Herzen demütig sei, weiß ich freilich nicht“, sagte Tobias gesenkten

Hauptes und traurig. Da Hahn vor ihm stehengeblieben war, sah er nun zu ihm auf und erwiderte seinen forschenden Blick, aber unbewußt, ganz eingenommen von dem, was seine Gedanken beschäftigte. „Das eine nur weiß ich, daß die Hallenser dem Grafen und mir oft zu sauer sahen, als daß wir wahre Gotteskinder in der Freiheit des Vaters in ihnen hätten erkennen können. Als wir Schüler einmal einem Lehrer zu seinem Geburtstag solemniter eine Mandeltorte verehrt hatten, hat Francke uns deswegen ernstlich vermahnt, daß dergleichen nie wieder vorkäme, da es böse und dem Werk unbeschreiblich nachteilige Impressionen und Konsequenzen gäbe. Und so war dort vieles und galt als Sünde, was doch die Brüder als unschuldig ansehen würden. . .“

„Eine Mandeltorte“, wiederholte Hahn mit dem Anflug eines Lächelns, aber so, als dächte er an etwas ganz anderes, „eine Mandeltorte! Ja, ja — diese böse Welt!“ Dann fragte er in dringlichem, beinahe drohendem Ton: „Und Sie haben also noch niemals ein Amt innegehabt? Und wann haben Sie das letzte Examen gemacht?“

„Ich habe einmal meinen Oheim, der die Pfarre zu Olbersdorf hat, ein Vierteljahr lang vertreten, als er krank war. Ich bin immer dorthin gegangen, wo ich gerufen wurde. Es waren aber immer nur Vertretungen“, antwortete Tobias mit troziger Aufrichtigkeit. „Mein letztes Examen habe ich Anno 23 im November gemacht.“

„Und der Zustand unserer Kirche — vielmehr der Zustand der evangelischen Christenheit — ist denn nicht der allein schon ein Ruf? Vernehmen Sie denn nicht, daß die Kirche nach Ihnen schreit?“

Hahn sah Lennacker bei diesen Worten nicht an; er war am Fenster stehengeblieben und hatte auf den Kirchplatz hinausgeblickt, um sich gleich wieder mit einer unwilligen Bewegung ins Zimmer zurückzuwenden. Lennacker, der der Richtung seines Blicks von seinem Platz am andren Fenster aus folgen konnte, bemerkte die Gestalt eines Mannes, der dort in der Mitte des Platzes stand wie im Boden verwurzelt und die Augen starr auf das Pfarrhaus gerichtet hielt. Er trug eine Uniform; es konnte nur Laubler sein. Tobias gab sich keine Rechenschaft von dem Unbehagen, das er empfand; ihm war eine Frage dieser Art zum erstenmal nicht nur ans Ohr und an den Verstand, sondern bis zum Herzen gedrungen; die Erschütterung, die sie in ihm ausgelöst hatte, war so stark, daß er nichts andres zu denken vermochte. Er blickte mit äußerster Spannung zu Hahn empor, der wieder vor ihm stand und in dessen Gesicht die Augen ruhig leuchteten. Mit einer Trockenheit, die das Pathos der kaum verklungenen Frage eher unterstrich als dämpfte, fuhr er fort: „Die Kirche braucht Männer wie Sie, Herr Magister! Und wenn Sie mit den Herren zu Halle zu meinen belieben, daß sie ein Baalstempel sei, daß die Sakramente zu Götzen versteinert wären und daß kirchlich Wesen und Treiben immer mehr zu einem Hohn auf Gottes ewigen Bund mit Seiner Gemeinde würde — warum stehen Sie dann beiseite? Warum springen Sie der Kirche nicht bei? Wenn Sie Ihre Mutter von Buben bedroht sähen — würden Sie dann auch müßig bleiben und abwarten, daß Sie gerufen

würden? Vielleicht weiß Ihre Mutter doch gar nicht, daß Sie in der Nähe sind und ihr beistehen könnten!“

„Die Kirche — meine Mutter?“ stammelte Tobias verwirrt. „In wem denn sonst ist Ihre Seele vom Geist empfangen, getragen, genährt und gelehrt worden, als in der Kirche?! Mann, Mann — wie blind seid Ihr pietistischen, quietistischen Eigenbrötler der Schule des Heils gegenüber, die Seine Gnade uns zubereitet hat mitten in der Welt — uns, die wir nicht wie Israel unmittelbar von Offenbarung zu Offenbarung auf Christum zugeführt wurden, sondern im Zustand armer Heiden den unfassbaren Überschwang der vollkommenen Botschaft empfangen! Wer von uns könnte sich rühmen, Gottes Geheimnisse zu ahnen und zu begreifen, ohne daß er durch Wort und Sakrament, wie sie die Kirche bewahrt hat und austellt, daraufhin geführt wäre von Kindheit an, als der Unmündigen einer, die mit Milch genährt werden müssen, bis sie vom Wein nicht mehr trunken werden? Wie anders wollt Ihr die Botschaft forterben unter den Völkern als durch die Kirche? Was unser wahrer Spener gewollt hat: *Ecclesiolae in ecclesia*, innerhalb der Gemeinde kleine Gemeinden — gut, das ist wie die Waben im Stock, wie die Beeren an der Traube, nötig und dienlich zur Durchläuterung, zur Durchreifung von Honig und Wein! So sich aber die Wiedergeborenen und die Befehrten absondern und nur noch untereinander Gemeinschaft haben wollen — was soll aus den Zöllnern und Sündern werden? Wird nicht unser Heiland die Gerechten ihrem Hochmut anheimgelassen wie einst die Pharisäer und Schriftgelehrten, da er doch gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten? Und wenn Gott Ihn, Herr Magister, frühe hat zu sich ziehen lassen und Ihm alles Werkzeug und Waffen verliehen hat, ein Diener der Kirche zu werden — was soll das heißen, daß Er da noch einen besonderen Ruf abwarten will? Er melde sich zum Dienst, wo Er kann! Will Er denn mit schuldhaben, daß die Ernte auf dem Halme verkaut?“

Tobias hatte kein andres Verlangen, als den Mann weiter reden zu hören; es sprang ihm wie eherne Reifen von der Brust. „Ja?“ sagte er aufseufzend — „ja? Sie meinen, ich könnte gebraucht werden, als ein Arbeiter im Weinberg — als einer, der helfen könnte — ich, der ich nichts bringen will als ein einfältig Herz voller Liebe und Glauben? Denn — was ist denn Gelehrsamkeit, was ist alle Schulweisheit vor Ihm? Daß ich's nur sage: ich habe mich geschämt, mich auf Grund dessen, was jeder Kopf lernen kann, zu Seinem Dienste zu drängen.“

Hahn hatte eine abwehrende Gebärde gemacht.

„Glaube, Liebe, ein einfältig Herz? Wo habt Ihr's denn schon bewährt, daß Ihr Euch dessen rühmen zu dürfen glaubt? Das aber, was, wie Ihr sagt, jeder Kopf lernen kann, in der Hand eines Mannes, der gewillt ist, als demütiger Christ seinem Heiland und seiner Kirche zu dienen, das ist's, was uns fehlt! Theologen fehlen uns, Herr Magister, die Christen sind und im Streit für das Evangelium nicht die eigene Ehre suchen, sondern bereit wären, sich mit ihrem Blut in die wankenden Pfeiler der Kirche mauern zu lassen.“

„Blutzeugen?“ sagte Tobias ehrfürchtig; aber sein Ton war zweifelnd. „Wenn

Ihr noch gesagt hättet, für Ihn gelte es, sterben zu können. Aber — für die Kirche?"

„Und Ihr meint, Eures Glaubens gewiß zu sein?“ rief Hahn und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Lennacker, Lennacker, weiß Er denn nicht, daß die Gemeinde Christi Leib ist: nämlich die Fülle dessen, der als ihr Haupt alles in allem erfüllt? Und daß ein Glied den anderen dienen soll — nach seiner Bestimmung?"

„Ach, lieber Herr“, rief Tobias, von einer Erregung zitternd, wie sie diese Fragen noch niemals in ihm geweckt hatten — „die Kirche sagt Ihr immer — die Kirche! Und — die Kirchen? Ist nicht überall Abfall, Spaltung, Streit und Haber um Worte? Hatten wir nicht einst einerlei Sprache in der Christenheit und hat Gott sie nicht zur Strafe für Roms Übermut also verwirret, daß keiner mehr den andren verstehen kann? Hat Rom nicht fortgefahren, das reine Evangelium zu verfolgen — triumphiert es nicht eben in dieser Stadt, in der Hauptstadt Kursachsens, das Luthers Lehre als erstes der deutschen Länder anhing, und in dem Fürstenhaus, das ein Hort des Evangeliums war? Könnte das sein, wenn Luthers Kirche geblieben wäre, was Luther gewollt hat?"

„Warum helfst Ihr nicht dazu, daß sie's wieder würde — oder — daß sie's endlich würde? Warum helfst Ihr nicht? Es gibt nur die eine Antwort darauf!"

Hahns Stimme war gelassen wie seine Augen, die unausweichlich auf Lennacker ruhten, so daß er die seinen vor diesem Blick unerschütterlicher Gewißheit und Zuversicht überwunden und ratlos senkte. „Und noch eines, mein Freund“, sagte Hahn und trat wieder ans Fenster, spähte hinaus und wandte sich wieder ins Zimmer zurück; „ich möchte Euer Gleichnis von der babylonischen Verwirrung nicht unwidersprochen lassen: es ist nur dann berechtigt, wenn Ihr Euch damit zufrieden gebt, den Anspruch der einzelnen Kirchen, die Kirche sein zu wollen, anzuerkennen — dann aber jede einzelne um ihrer Unzulänglichkeit willen zu verwerfen und zu verurteilen. Wenn wir aber wissen, daß es über den Kirchen der Papisten, der Lutheraner, der Calvinisten — über all den Kirchen und Kirchen dieser Erde die Eine, die Una Sancta, gibt, so erkennen wir sie und einzig sie in jeder noch so verzerrten Spiegelung dieser Welt. Ja, dann wissen wir, daß es die trüben oder zersprungenen Spiegel sind, die das ewige Licht brechen und dämpfen, und daß es nicht anders sein kann; denn es stehet geschrieben: Wir sehen jetzt in einem Spiegel in einem dunklen Wort — dann aber..." Er schloß die Augen und seufzte, wie von sehnstüchtigem Verlangen überwältigt, tief auf: ... „dann aber von Angesicht zu Angesicht!"

Tobias blickte erschrocken in das entrückte Gesicht, das sekundenlang unsagbare Müdigkeit ausdrückte. „Diese Duldsamkeit“, fragte er schüchtern, „läßt sie sich denn in der Praxis durchführen? Seid Ihr nicht selbst als einer der eifrigsten Streiter gegen das Vordringen Roms bekannt?"

Hahn sah ihn an; er lächelte auf einmal, es war ein gutmütiges, menschliches Lächeln. „So?“ sagte er, „hat man davon gehört? Der Herr Magister weiß, mich ad absurdum zu führen. Nun ja, wie sollte ich es leugnen — ich glaube

eben an m e i n e n Spiegel! Und das ist wohl wahr, daß ich niemals glückseliger bin, als wenn ich eine Seele überzeugt habe, daß es ungeachtet aller Mängel doch — ein wahrhaftiger Spiegel ist...“

Tobias senkte nicht nur seine Augen — er bedeckte sie auch mit der Hand, so groß war auf einmal sein Verlangen, mit sich selber allein zu sein, um erkennen zu können, wohin ihn diese Stunde getragen hatte. Da eben jetzt an die Thür geklopft wurde und eine Kinderstimme auf dem Gang fragte, ob der Herr Vater denn nicht zu Tisch kommen wollte, erhob er sich hastig. Auf Hahns freundlich drängende Einladung, doch über Mittag zu bleiben, bat er, es ihm nicht verübeln zu wollen, wenn er sich vorläufig beurlaubte; er würde dankbar sein, wenn er am Nachmittag noch einmal wiederkommen und sich vor seinem Ausbruch verabschieden dürfte. „Was Sie mir gegeben haben, Hochwürden, kann ich noch nicht überblicken“, stieß er hervor. „Ich brauche jetzt eine Stunde innerer Einklehr. Ich wäre heute kein unterhaltender Tischgast, könnte jetzt auch keinen Bissen hinunterbringen...“

„Nun denn — in Gottes Namen, lieber Freund!“ Hahn legte ihm die Hand auf die Schulter und geleitete ihn bis an die Treppe. „Was hätte ich Euch aber geben können, was nicht schon bereit in Euch lag, ohne daß Ihr es wußtet! Oder aber — was könnte einer dem andren geben, er habe es zuvor nicht selber empfangen? Wenn nur Öl auf den Lampen ist — das Feuer, das wir weitergeben, ist nicht unser Verdienst...“

(Schluß folgt)

Zum Verständnis der Umweltlehre

Aus einem Artikel von Paul F e c h t e r : „Der Kampf mit den Umwelten“ (im Märzheft der „Deutschen Rundschau“) ersehe ich, wie schwer es ist, das volle Verständnis für die Umweltlehre zu gewinnen, obgleich sie nichts anderes bezweckt, als die ungekünstelte Naturanschauung der Subjekte ins rechte Licht zu rücken.

In den von mir und K r i s z a t veröffentlichten Streifzügen durch die Umwelten von Tieren und Menschen (Springer: Verständliche Wissenschaft) findet sich die Wiedergabe des gleichen Eichbaumes in der Umwelt eines Försters und eines kleinen Mädchens. Das Mädchen glaubt, in den Wülsten der Rinde ein böses Antlitz zu erkennen, und erschrickt furchtbar, während der Förster seelenruhig seine Messschnur über die Wülste der Rinde hinwegzieht.

Man kann an die gleiche Eiche ein junges dichterisch begabtes Mädchen stellen, das den Stamm mit ihren Armen begeistert umfassen wird, weil die Eiche ihr geheimnisvolle Staldbensänge zuraunt. Man kann aber auch einen begeisterten Holzhändler den Baum umarmen sehen, weil er sich viele, viele Goldstücke aus dem Erlös der Eiche verspricht.

Diese Eiche ist in sich stets das gleiche Subjekt, das aber in immer neuer Bedeutung in vier verschiedenen Umwelten auftritt. Die Eiche wird dann zu einem Bedeutungsträger, der als völlig verändertes Objekt in die Umwelten der vier verschiedenen Subjekte eingeht.

Ob ich die gleiche Eiche unmittelbar oder im Bilde von den verschiedenen menschlichen Subjekten betrachten lasse, ändert an ihrem Bedeutungswandel nichts, denn das Bild oder die Photographie der Eiche tritt immer wie die Eiche selbst als subjektbezogener Bedeutungsträger in die jeweilige Umwelt ein.

Es kann grundsätzlich kein Subjekt jemals mit einem Ding in Beziehung treten, das nicht zugleich als Bedeutungsträger in seiner Umwelt seinen Platz findet. In der Hundewelt gibt es nur Hundedinge; in der Libellenwelt gibt es nur Libellendinge und in der Menschenwelt nur Menschen Dinge. Ja noch weiter: Herr Schulz wird nur mit Schulzendingen zusammentreffen und nicht mit Meyerdingen und umgekehrt niemals Meyer mit Schulzendingen. Jeder Mensch muß seine Welt mit Hilfe seiner Sinnesbrille um sich aufbauen.

Die Frage, wie die Welt ohne Sinnesbrille gesehen aussieht, ist, wie jeder Biologe weiß, für uns nicht beantwortbar. Wir können z. B. jetzt mit Sicherheit aussagen, daß die Blumen einer Wiese für die Bienen ganz anders aussehen als für die Menschen. Wahrscheinlich sind die roten Blumen der Menschenwiese wie der Mohn auf der Bienenwiese schwarz, der gelbe Löwenzahn wird auf der Bienenwiese rot, das grüne Blattwerk unserer Wiese ist auf der Bienenwiese gelb u. s. f.

Die Frage: welche Farben haben die Blumen, wenn weder ein Menschenauge noch ein Bienenauge noch ein anderes Tierauge sie anschaut? wird sinnlos.

Die Erkenntnis, daß die Frage nach den Eigenschaften eines Dinges, dessen

Beziehungen zu einem Subjekt wir nicht kennen, unbeantwortbar ist, wird heutzutage auch von den Physikern geteilt. So schreibt Sir John J e a n s : Die moderne Physik hat erkannt, daß wir niemals mit dem Objekt unserer Vorstellung, sondern immer nur mit unserer Vorstellung des Objektes in Beziehung treten können. Ja, er geht noch weiter: Wenn jemand Sir John fragt: „Was ist ein Elektron?“ so antwortet er mit der Gegenfrage: „Welche Bedeutung schreibst du dem Elektron zu?“ — damit ist das Wesen des Elektrons in der Umwelt des Fragenden festgestellt: Elektrone ohne menschliche Umwelten sind undenkbar.

Man braucht aber keineswegs auf so weit abliegende Dinge, wie es die Elektronen sind, hinzuweisen; das Problem läßt sich viel handgreiflicher darstellen. Wenn Herr Schulz in die Umwelt des Herrn Meyer tritt, so wird er dadurch zu einem Meyerschen Bedeutungsträger, der für das Subjekt Meyer einen Feindes- oder Freundesston erhalten kann. Seine Eigenschaften ändern sich dementsprechend von Grund auf.

Es gibt eine reizende chinesische Anekdote, die diese Tatsache anschaulich schildert. Herr Tschin hatte seine Art verloren und hatte den Sohn des Nachbarn im Verdacht, ihm die Art gestohlen zu haben, denn unzweifelhaft sah der junge Mann aus wie ein Artdieb, er sprach wie ein Artdieb, er ging wie ein Artdieb, und er bewegte die Hände wie ein Artdieb.

Um die Mittagszeit fand Herr Tschin seine Art wieder, die er selbst versteckt hatte. Am Nachmittag traf er wieder den Sohn des Nachbarn, an dem sich eine erstaunliche Veränderung vollzogen hatte. Er sah gar nicht aus wie ein Artdieb, er sprach völlig anders wie ein Artdieb, er ging und bewegte nun auch die Hände durchaus anders wie ein Artdieb. Kurz, er war ein ganz anderer Mensch geworden.

Ich hoffe, mit diesem Beispiel gezeigt zu haben, daß ein jedes Subjekt völlig in seiner Umwelt eingeschlossen bleibt, die lediglich von seinen Bedeutungsträgern erfüllt ist, auch wenn diese ihre Bedeutung wechseln.

Die Verständigung von Umwelt zu Umwelt geschieht einfach dadurch, daß jedes Subjekt als Bedeutungsträger in die Nachbarumwelt eintritt und als solcher bald mit diesen, bald mit jenen Eigenschaften sich mit dem Herrn der fremden Umwelt auseinandersetzen muß.

Zum Schluß will ich die Hauptschwierigkeit der Umweltlehre nicht verkleinern, auf die J e t t e r in seinem letzten Satz hinweist: „wie ja zuletzt auch die Umwelten eine gemeinsame Welt brauchen, um in ihr Platz zu finden.“ Nun gibt es wohl eine gemeinsame Natur, die alle Umwelten in sich aufnimmt. Aber all die Umwelten mit ihren verschiedenen Zeiten und Räumen kann man gar nicht in eine Welt zusammenpressen.

Die Umwelten sind keine objektiven, sondern subjektive Gebilde, deren Beziehungen untereinander nicht kausaler, sondern planmäßiger Art sind. Sie sind mit Körpern angefüllt, doch stoßen sie niemals körperlich aufeinander.

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man beobachtet, wie die Geographen vorgehen, die ein fremdes Land kartographisch aufnehmen: sie verteilen sich so, daß jeder von ihnen eben noch sichtbar sich am Horizont des Nachbarn befindet. Dann entwirft jeder von seinem Platz aus ein Bild der Landschaft, die er erblickt

und die von seinem Horizont wie von einer fernsten Ebene umschlossen ist. Diese kreisförmigen Bilder werden aneinander gelegt und gehen, da man die Horizontebenen wegfällen läßt, ineinander über. Die Gegenstände, die vom Gesichtspunkt eines jeden Subjektes in der Nähe groß und in der Ferne klein sind, werden auf das gleiche Maß gebracht. Anstatt zahlreicher Himmel und ebenso zahlreicher Sonnen und Monden dehnt sich nun ein Himmel mit einer Sonne und einem Monde über der erweiterten Landschaft aus.

Die Hauptänderung betrifft aber die Dinge in der Landschaft selbst, sie verlieren ihre subjektbezogene Bedeutung und erhalten die gleiche konventionelle Etikette. So entsteht dann eine Landkarte mit Bergen, Flüssen, Bäumen und Häusern, die alle in kausaler Wechselwirkung stehen, weil sie in die gleiche Welt versetzt wurden, sich im gleichen Raum befinden, die gleiche Zeit durchleben und vom gleichen Mond und der gleichen Sonne beschienen werden.

Diese *ad usum delphini* zusammengestückte Welt hat aber nichts mit der Natur zu tun, die alle Lebewesen mit ihren Welten umfaßt.

Um der Natur näherzukommen, müssen wir von unserer höchstpersönlichen Umwelt ausgehen, die von dem ichgebundenen Horizont umschlossen ist. Hier haben alle Gegenstände eine individuelle, subjektbezogene Bedeutung, die sofort wechselt, wenn wir nicht den Gegenstand, sondern das Subjekt wechseln. Der Blumenstengel, den ein junges Mädchen zum Strauß pflücken will, wird für die Ameise zur Straße, die zu ihrem Jagdgebiet führt — er wird zur Pumpstation für die Schaumzikade, die aus dem Stengel die Flüssigkeit herauspumpt, die die Wände ihres lustigen Schaumhauses bildet. Der Stengel ist für die Kuh nichts anderes als ein Teil ihrer Nahrung, die sie behaglich in ihrem Maul verschwinden läßt.

In jedem einzelnen Fall kann man chemische, physikalische oder mechanische Probleme auffuchen, die sich immer darbieten, solange man in der gleichen Umwelt bleibt, so ist die Tatsache, daß die Schaumzikade sich aus der giftigen Wolfsmilch einen ungiftigen Saft herauspumpt, sicher einer Untersuchung wert. Aber sobald man die einzelne Umwelt verläßt, verschwinden alle Probleme der anorganischen Welt. Hier treten die wahren biologischen Probleme hervor, die völlig anderen Naturgesetzen unterliegen. Subjekt und Bedeutungsträger stehen zueinander in Beziehung wie Punkt und Kontrapunkt.

Nach diesem Prinzip ist die ganze, aus aber tausend Umwelten aufgebaute Natur erschaffen. Wir stehen noch ganz im Beginn wirklich biologischer Naturerkenntnis, aber die Umweltlehre bietet den Weg dazu.

Literarische Rundschau

Ein notwendiges Buch

Das neue Buch von Walther Pahl „Das politische Antlitz der Erde“ (Leipzig, Wilhelm Goldmann. RM 6,80) wird gerade bei unseren Lesern besonderes Interesse finden, denn Walther Pahl ist unseren Lesern durch eigne Aufsätze wohl vertraut, wie er auch Schöpfer der „Karte des Monats“ ist. Mit durchaus eigenen Ideen, angeregt durch die in der Nutzung des Kartenbildes zur schnelleren und richtigen Auffassung besser vorgebildeten Angelsachsen, ist er an die Schaffung dieses weltpolitischen Atlas herangegangen, indem er in hervorragender Weise frei von den Grundfäsen der alten statischen Karte die Dynamik der Karte zur vollen Geltung bringt. Er hat sein Buch, in dem diese neuartigen Karten mit knappen und klarem Text erläutert werden, in acht Abschnitte geteilt: Weltmacht und Weltraum; Europa; Mittelalter; Der Nahe Osten und Indien; Afrika; Die Sowjet-Union; Der Ferne Osten; Amerika. Seine Ideen wurden in verständnisvoller Mitarbeit von den Zeichnern Rudolf Heinisch und Günter Pahl ausgeführt. Bei der ungeheuren Bewegung, in die die ganze Welt geraten ist, und der Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung, auch von Geschehnissen in sehr entfernten Räumen, erfüllt dieses Buch ein dringendes Bedürfnis. Unseres Erachtens nach gehört es für jeden Menschen, der dem Weltgeschehen richtig und mit Verständnis folgen will, auf den Schreibtisch, um sich nicht nur die Kenntnis vom Orte des Geschehens, sondern auch von den dynamischen Kräften des gesamten Raumes zu verschaffen. Die bereitwillige Aufnahme seines Buches — wie wir hören, ist bereits die 2. Auflage in wenigen Wochen nach Erscheinen der ersten notwendig geworden — bekräftigt die Richtigkeit unserer Auffassung, daß hier von kluger und geschickter Hand ein notwendiges Buch geschaffen ist.

Rudolf Pechel.

Große Ingenieure

In der Buchreihe „Große Männer“ erschien der Band „Große Ingenieure. Lebens-

beschreibungen aus der Geschichte der Technik“ von Conrad Matschoß, dem hervorragendsten Erforscher der Technikgeschichte (München, J. F. Lehmann. Leinen RM 8,40). Auf wenigen Seiten wurde jeweils ein bedeutender Ingenieur charakterisiert, sein Leben und sein Wirken beschrieben. Matschoß hat diese schwierige Aufgabe durch vollkommene Beherrschung des Stoffes und durch liebevolle Einfühlung in das Wesen der geschilderten Männer gelöst. Es sind technikgeschichtliche Miniaturen entstanden, in denen wahres Ingenieurleben pulsiert, Zeitalter, Persönlichkeiten und Schicksale sichtbar werden. Auch die technischen Stoffgebiete werden nebenher auf einfache Weise dem Verständnis nähergebracht. Es spricht für die Darstellungskraft von Matschoß, daß man z. B. in dem Kapitel über Edison, über den doch so viel geschrieben wurde, das entscheidend Einfache und Wissenswerte jetzt erst zu erfahren glaubt. Ich weise hin auf die schönen Kapitel über Robert Fulton, über den großen Schweden John Ericsson, auf die Abhandlung über Henry Maudslay und James Nasmyth, worin für viele wohl zum ersten Male die für die Entstehung der modernen Technik entscheidende Frage der Werkzeugentwicklung in deutliche Beleuchtung tritt.

Matschoß teilt sein Werk in drei Hauptabschnitte: „Von den großen Ingenieuren der alten Zeit“, „Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zur Entstehung der neuzeitigen Technik“, „Von großen Ingenieuren der neuen Zeit“. Es fällt auf, daß, abgesehen von Leonardo da Vinci und den Ingenieuren des klassischen Altertums eigentlich nur Deutsche, Angelsachsen und ein Schwede ausführlicher behandelt werden, wenn man von dem in dem Kapitel über James Watt mitbehandelten Franzosen Denis Papin absieht. Sachlich berechtigt ist die von Matschoß getroffene Auswahl insofern, als die wichtigsten Entwicklungen des eigentlichen Maschinenbaus vor allem in England, Amerika und Deutschland stattgefunden haben. Die Franzosen sind mehr als Chemiker, Physiker und Bauingenieure hervorgetreten. E. Diesel.

Ein Idyll in der hohen Politik

Die Briefe an die Fürstin Orloff (Fürst Nikolai Orloff „Bismarck und Katharina Orloff“. Ein Idyll in der hohen Politik. Mit unveröffentlichten Briefen des Kanzlers Bismarck und der Fürstin Orloff. München, E. H. Beck. NM 5,50) sind die dritte geschlossene Sammlung von Briefen Bismarcks, die an eine Frau gerichtet und nicht wesentlich politischen Inhalts sind. Schon die vom Fürsten Herbert Bismarck herausgegebenen Briefe an Braut und Gattin erregten allgemeine Bewunderung. In der Anzeige in den damals viel gelesebenen „Grenzboten“ hieß es, den Briefen Bismarcks ließe sich nur wenig an die Seite setzen, sie würden noch in Jahrtausenden Hauptstücke der Weltliteratur bleiben. Die 15 Jahre später erschienenen Schreiben an seine Schwester Malwine, deren Herausgabe ihre Tochter, Gräfin Wilhelm Bismarck, veranlaßte, bestätigten diesen Eindruck in ihren glänzenden Schilderungen des Frankfurter und Petersburger Diplomatenlebens. Und die jetzt vorliegenden 13 Briefe an die Fürstin Orloff, zu denen noch 3 an den Fürsten gerichtete kommen, reißen sich den beiden größeren Sammlungen ebenbürtig an. Es ist die „unentrinnbare Anschaulichkeit“, die in Bismarcks Schrifttum immer wieder festsetzt. Darüber hinaus füllen die Briefe in mehrfacher Hinsicht eine biographische Lücke aus. Noch mehr als sie in die persönlichen Beziehungen Bismarcks zu dem Fürstenpaar Orloff Einblick gewähren, gibt sich in der Fortführung des Briefwechsels ein Zug in Bismarcks Wesen besonders klar kund: die Freude am leichten Plaudern mit Persönlichkeiten, deren geistiger Horizont ein weiterer war als der, in dem er sich seit Übernahme der preussischen Staatsführung im Alltagsverkehr gefesselt fand. Die einzigartigen Schilderungen wie die schon oben erwähnten der Diplomatengesellschaft, dann der Reise an den Hof des jungen Kaisers Franz Joseph in Budapest, der tagelangen Fahrten in gestrecktem Galopp durch die ungarische Steppe lassen den Genuß erkennen, einer Welt anzugehören und sich in ihr zu bewegen, deren Gesichtskreis und Bildung nicht an den Landesgrenzen halt machte.

Das hatte mit einem Schlage aufgehört, als er im September 1862, wie er selbst sagte, „eingefangen“ wurde, für 28 Jahre die Staatsführung Preußens und dann des Deutschen Reiches übernahm und auf den täglichen Verkehr mit dem ebenso pflichttreuen wie in seiner großen Mehrheit einseitigen Beamtentum angewiesen war. Die beiden Aufenthalte in Biarritz waren die letzten Male, wo der glänzende Gesellschafter und Plauderer Anregung und leichten Lebensgenuss fand, wie ihn schon der Referendar schätzte, der in Aachen die Tischgesellschaft der englischen und französischen Kurgäste der seiner Kollegen vorzog.

Nikolai Orloff, der Enkel Katharinas, hat, unterstützt von der beherrschenden Sachkunde A. O. Meyers ein reizvolles Bild des „Idylls in der hohen Politik“ in Biarritz 1862 und 1864 entworfen. Gleichzeitig hat er in diesem einleitenden Text seinen Großeltern, von denen wir bisher wenig wußten, ein biographisches Denkmäl gesetzt und durch Heranziehung eines Teiles der Gegenbriefe aus dem Friedrichsruher Archiv — leider nur im Auszug — dankenswerterweise den vollen Zusammenhang des Briefwechsels hergestellt. Er und die meisten anderen, die sich mit der Episode beschäftigten, haben aber dann den Fehler begangen, für die Fortsetzung des Briefwechsels weiter das Problem der persönlichen Beziehungen Bismarcks zu der Fürstin in den Vordergrund zu stellen. Sicher hat der starke Eindruck, den die lebenswürdige „Kathisch“ auf Bismarck machte, ihn zum Beginn der Korrespondenz veranlaßt. Aber schon der zweite Biarritzer Aufenthalt war nicht mehr so ausschließlich von dem gemeinsamen Genuß des Badeaufenthalts beherrscht wie 1862. Bismarck war von einem Sekretär begleitet und mußte in diesen Tagen, wie später noch so oft, schwer mit seinem König ringen und sehen, daß seine ganze Politik nur in der Macht seiner persönlichen Anwesenheit bei Wilhelm I. ihren Rückhalt hatte. Er hielt damals ein von Österreich gewünshtes handelspolitisches Zugeständnis für nötig, um den ihm genehmen Außenminister Graf Rechberg im Amt zu halten. Seine Telegramme aus Biarritz an den König in dieser Frage sind längst gedruckt. Aber der Druck kann den lebendigen, erschütternden Eindruck nicht ersetzen, den die

größtenteils eigenhändigen, auf schlechtes Papier, mit schlechter Tinte und Feder geschriebenen, immer dringlicher gehaltenen Originale auf den Nachlebenden machen. Katharina, die „Nichte“, mußte ja auch „pitisch patisch, tritt-tritt nach Bayonne mit Tilda und der Schwarzen“ ohne den „Onkel“ gehen (S. 82), der als „Plénipo“ durch die Staatsgeschäfte auf seinem Zimmer zurückgehalten war und in diesem Fall nicht einmal das Primat der Außenpolitik gegenüber den Sachministern (Vodelschwingh, Ippenplik) durchsetzen konnte. Der König gab dem Drängen dieser nach, die Entscheidung aufzuschieben, und Rechberg war gestürzt, noch ehe Bismarck wieder auf deutschem Boden anlangte.

Die Fortführung des Briefwechsels und die Bereitwilligkeit, auch im schlimmsten Drang der Geschäfte die Aufträge der Fürstin zu erfüllen, wurden sicher gleichzeitig durch den Wunsch veranlaßt, sich wenigstens für kurze Zeit dem leichtsten Plaudern in der jetzt unerreichbar gewordenen Welt außerhalb Deutschlands hinzugeben und — durch wichtige politische Gründe.

Fürst Orloff hatte das Ohr des Zaren Alexanders II. Der Dienst führte ihn regelmäßig zur Berichterstattung nach Petersburg. Bismarck sah Orloff als einen von denen an, die neben dem Minister Peter Schuwaloff Aussicht hätten, nach dem Ausscheiden des altgewordenen Gortschakoff eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon Nikolai Orloff kann den wichtigen Bericht seines Großvaters an den Zaren über eine Rücksprache mit Bismarck in dem entscheidenden September 1879 vorlegen. Dieser hat sich jedoch noch häufiger des Fürsten als Sprachrohr bedient und sich gleichzeitig bei ihm über die Stimmung in Petersburg unterrichtet. Sicher waren auch Bemerkungen in den Briefen an die Fürstin wie die im September 1870 über die Notwendigkeit der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zur Weitergabe nach Petersburg bestimmt.

Das Material für diese Zusammenhänge ist noch immer spärlich. Deshalb seien hier noch einige Einzelheiten mitgeteilt, die das bisher Bekannte über die beiderseitige Wertschätzung charakteristisch ergänzen. Am 2. November 1866, als Bismarck krank in Putbus weilte, schrieb ihm Orloff auf der

Durchreise von Berlin aus: „Cathérina est furieuse contre Vous, politique-ment parlant, et Vous regarde comme un nouveau Attila“, nichtdestoweniger sei Orloff sicher, Bismarck und die Seinen werde die Nachricht erfreuen, daß jetzt die Hoffnung auf den langersehnten Erben vorhanden sei, „écrivez-lui un mot à Fontainebleau“.

Der scherzhafte Ton, in dem die Fürstin, die den Kanzler einst gern für den Liberalismus der westlichen Demokratien gewonnen hätte, den Reichsgründer von 1866 als „Neuen Attila“ bezeichnet, beweist ohne weiteres, wie müßig es ist, das Maß der beiderseitigen Leidenschaft nach der politischen Übereinstimmung oder Bekämpfung bemessen zu wollen, wie es jüngst ein Kritiker tat. Gerade Bismarck wäre es nie in den Sinn gekommen, die Plauderei mit einer Frau zu einer grundsätzlichen politischen Auseinandersetzung sich zupiegen zu lassen.

1872 wurde Orloff von Brüssel als Botschafter nach Paris versetzt. Der deutsche Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim, und, ihm zustimmend, der Kaiser, bezeichneten ihn als Franzosenfreund und den Schmeicheleien der Franzosen zugänglich. Der Kaiser meinte, Orloff nehme den Zaren gegen Preußen ein, und wies darauf hin, daß Orloff die Übernahme der Botschaft in Berlin abgelehnt habe. Bismarck ist dieser Auffassung sofort in zwei Briefen an Arnim und zwei Berichten an den Kaiser mit einer Energie entgegengetreten, die ohne weiteres beweist, welchen Wert er darauf legte, einen zuverlässigen Freund in der russischen Diplomatie zu haben.

Er ersuchte Arnim, Orloff gegenüber kein Mißtrauen zu zeigen. Orloff habe sich noch bei seinem jüngsten Aufenthalt in Berlin in seinem deutschfreundlichen Urteil ganz unverändert gezeigt. Er sei „sehr bereit, Schmeicheleien, soweit sie zur Dekoration einer Botschafterstellung gehören, bar und gut zu bezahlen. Aber politisch zugänglich dafür ist er nicht, weil er ein sehr starkes und vornehmes russisches Nationalgefühl hat, welches ihn seiner Ansicht nach auf gute Beziehungen mit uns anweist“, fügte Bismarck eigenhändig hinzu. Dem Kaiser gegenüber betonte der Kanzler, daß er Or-

loß seit langer Zeit und genauer als irgend-einen Nationalrussen kenne. Er könne sich dafür verbürgen, daß der Fürst auch nicht vorübergehend in seiner Preußen und Deutschland zugewandten Gesinnung geschwankt habe. „Seine Ernennung für Berlin hätte gerade wegen meines nahen persönlichen Verhältnisses vielleicht geschäftliche Unzuträglichkeiten gehabt, und ich fürchte auch, daß es der Fürstin Orlov nach ihrer ganzen Eigentümlichkeit schwer geworden wäre, sich in die hiesigen Verhältnisse so einzuleben, daß nicht schließlich Verstimmungen sich entwickelt hätten.“ (Eigenthändiger Zusatz Bismarcks im Konzept des Immediatberichts.)

1865 war Katharina einem Zusammensein mit Bismarck und seiner Familie in Biarritz ausgewichen. Der Brief, der seine persönliche und politische Enttäuschung hierüber widerspiegelt, ist vielleicht der psychologisch interessanteste der ganzen Sammlung. 1872 hat umgekehrt Bismarck offenbar Bedenken gehabt, das „Jdyll in der hohen Politik“ sich in Berlin fortsetzen zu lassen.

Zum Schluß möge zu der bekannten Ausrufung, er habe sich verliebt, wie es ihm manchmal passiere, ohne Frau Johanna zu schaden, auch deren fast gleichzeitige Ausrufung ihrer Ansicht über die Biarritzer Tage mitgeteilt sein. Sie schrieb am 7. September 1862: „Wenn er sich en passant bis in die Sterne verliebt, so mag er's immerhin, ich mißgönn's ihm nicht. Wenn er nur gesund und fröhlich ist wie früher.“

Hans Goldschmidt.

Ein Wildblütenstrauß

Karl Foerster, einer der großen Männer der heutigen Gartenwelt, schrieb nach einer Reihe genialer gärtnerischer Werke nunmehr ein philosophisches Buch: „Glücklich durchbrochenes Schweigen“ (Berlin, Rowohlt. Leinen RM 5,50). Es handelt sich um eine große Anzahl von zum Teil lose verknüpften Abhandlungen. Der Faden, der diese thematisch verschiedenartigen Abhandlungen durchzieht, ist lediglich die Persönlichkeit Foersters, und das Werk erschließt sich, so möchte ich meinen, vor allem wohl nur dem, der den großen Gärtner persönlich kennt, ihn zwischen seinen Blumen,

Stauden, Sträuchern, Bäumen stehen und nachdenken sah und das gleichsam magische Hin- und Herspiel zwischen ihm und seinen Pflanzen beobachtete. Auch zwischen seinen vierzig Abhandlungen sieht man Foerster wie zwischen seinen Pflanzen stehen. Die Fülle der Gedanken, die auch in der sprachlichen Gestaltung oft an Jean Paul erinnern, überwältigt fast. Es ist, als wäre Jean Paul in einem Zaubergarten inmitten neu gezüchteter Pflanzen heute lebendig geworden. Einzelne Abhandlungen sind geschlossen, andere sind aphoristisch, wieder andere sind auch formal Meisterwerke, so die Schilderung des Elternhauses in der Sternwarte. Wenn Foerster in seinem Hauptberuf Schriftsteller und nicht Gärtner wäre, so würde er einen großen deutschen Roman um den Garten, um die Pflanze schreiben können. So stehen wir oft ein wenig verwirrt vor dem lose gefügten Reichtum von Gedanken, von denen viele auf einmalige und erstmalige Weise hier geäußert werden. Er selber bezeichnete einmal das Buch als einen „Wildblütenstrauß“. Aber dieser Wildblütenstrauß ist voller Farbe, Pracht und Überraschung. Wie aus Heide, Wald, Park, Garten wurden in einem riesigen Korb Blüten, Früchte, Ranken, Zweige aufgehäuft. Da steht er und paßt im Grunde nicht ins Zimmer mit seinen Büchern, sondern nur in die Natur, aus der seine Gaben kamen. E. Diesel.

Das tapfere Herz

Fast jeder Junge träumt einmal davon, der-einst eine Expedition in ein großes, wildes, wenig erforschtes Gebiet machen zu können. Auch der junge Engländer Edgar Christian träumte davon. Er strahlte vor Glück, als er achtzehnjährig von einem älteren, als Arktisforscher bewährten Freunde auf eine Fahrt nach dem kanadischen Nordwesten mitgenommen wurde, der sich noch ein dritter junger Mensch angeschlossen. Die kleine Expedition verbrachte den Winter von 1926 auf 1927 in einem weltabgelegenen Blockhaus an einem der kältesten Punkte der Erde. Das jagdbare Wild blieb durch unvorhergesehene Umstände aus. Der Führer unterlag den Strapazen, schließlich der zweite Teilnehmer, und der achtzehnjährige Edgar Christian kämpfte dann noch lange einen einsamen Kampf gegen den Hungertod. In dem Büch-

lein „Das tapferere Herz. Tagebuch eines verlorenen Kampfes“ (Stuttgart, Francksche Verlagshandlung. NM 3,80), sind seine Briefe über die erste Zeit der Expedition und sein Tagebuch aus dem Blockhaus zusammengefaßt, das ein besonders ergreifendes, ja rührendes Dokument ist, weil es die Idee des Scout-Boy und Wandervogels tragisch verklärt. Tapfer, unsentimental, bis zum letzten Augenblick seine Pflicht erfüllend, ist dieser Junge gestorben. Seine Kameraden hat er, der Jüngste, bis zum furchtbaren Ende aufopferungsvoll gepflegt. Die Geschichte dieses Unterganges ist grauenvoll, aber das Grauen ist ertragbar durch die reine und tapfere Haltung des jungen Edgar Christian, dessen Geschichte alle unsere Jungens lesen sollten.

E. Diesel.

Soldatisches

Von der in ihrer Selbstverständlichkeit undiskutierbaren Anschauung aus, daß es keinerlei Erscheinungsform unseres Daseins als Volk gibt, die nicht aus der Kette unserer Geschichte heraus in näherer oder fernerer Beziehung zum Soldatentum stünde, ist von Oberst a. D. Schwerdtfeger und Major a. D. E. D. Volkmann die „Deutsche Soldatenkunde“ geschaffen worden, die in zwei stattlichen Bänden vorliegt (Leipzig, Bibliographisches Institut und Berlin H. Eubendrauch). Die Namen der Herausgeber bürgen dafür, daß die Behandlung dieser großen Frage von einem Blickfang aus geschieht, der nicht nur eine überragende Schau, eine große Konzeption der gesamten Zusammenhänge, sondern auch gründlichste Sachkunde verbürgt. Als Mitarbeiter für die einzelnen Abschnitte waren außer den Herausgebern tätig Hans Andres, Hans Stöcklein, Eberhard Kessel, Johannes Ulrich, Gerhard Thomée, Theobald von Schäfer, Hugo von Waldeyer-Hartz, Richard Beitel, Erik Rumpf, Otto Mauser, Wilhelm Hansen und Georg Randler. In dem Textband behandeln diese berufenen Mitarbeiter das deutsche Soldatentum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, die Kriegführung in ihren wandelbaren Formen, Brauch und Glaube der Soldaten, die Disziplin, die Uniformen, die deutsche Soldatensprache, das Soldatenlied und die Soldatenmusik. Im zweiten Teile, dem Bilderatlas, zeigt Hauptmann a. D. Otto Großmann mit 620 Ab-

bildungen, sieben Farbtafeln, zwei Faksimilebeilagen und zwei Originalbeigaben die Abwandlung der Grundlinien des Textbandes im Bilde. Ein soldatenkundliches Schrifttumsverzeichnis sowie ein Orts-, Namen- und Sachverzeichnis sind beigelegt.

Von dem österreichischen Gegenstück zu der reichsdeutschen großen Veröffentlichung „Der Weltkrieg“, die unter dem Titel erscheint „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918“, auf dessen Fortschreiten hier laufend hingewiesen ist, liegt nun der siebente und letzte Band vor (Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Je Band NM 30,—). Er enthält Beiträge von Bundesminister Glaise-Horstenaus „Das Weltbild zu Beginn des Kriegsjahres 1918“, „Österreich-Ungarns Wehrmacht in den zwei letzten Kriegsjahren“, „Die Befestigung der Ukraine“, „Der Westen und der Orient bis Mitte Juni“ und „Der letzte Angriff des österreichisch-ungarischen Heeres“. Das beigegebene Kartenmaterial ist wiederum ausgezeichnet. In Aussicht stehen noch zwei Doppellieferungen, die die Ereignisse des letzten Kriegsjahres und den Zusammenbruch schildern sollen.

Wie stark die wehrpolitischen Fragen alle Völker beschäftigen, zeigt die Fülle der militärischen und Kriegsliteratur, deren Fluß nach wie vor lebendig sprudelt. Eine bedeutende und interessante Studie ist das Buch des Generals der Artillerie a. D. Konrad Krafft von Dellmensingen „Der Durchbruch“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 25 Kartenskizzen. NM 19,50). In vier großen Abschnitten untersucht der bekannte General das Problem auf Grund der Vorgänge des Weltkrieges: Deutsche Ansichten über den Durchbruch vor dem Weltkrieg; Erkenntnisse vom Durchbruch bei den Gegnern der Mittelmächte vor dem Weltkrieg; Überblick über die hauptsächlichsten Durchbruchversuche des Weltkrieges; Ergebnisse. Im Anhang findet sich eine höchst interessante Berechnung des Kräftebedarfs für einen Durchbruch im Westen nach einer Studie aus dem Mai 1918. Dieses Buch bedeutet einen gewichtigen und vollgültigen deutschen Beitrag zu der großen Erörterung militärischer Fragen, die in der ganzen Welt im Gange ist.

Carl von Bardolff behandelt in einer kleinen Schrift eine Frage, deren immer wie-

derholtes Aufgreifen im gesamtdeutschen Interesse liegt: „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg“ (Jena, E. Diederichs. 42 Seiten), während Gustav Steinbörner die Frage „Soldatentum und Kultur“ untersucht (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 84 Seiten). — Theodor Kröger, dessen Buch „Das vergessene Dorf“ ein ganz großer Erfolg war, schildert in seinem neuen Buche „Brest-Litowsk. Beginn und Folgen des bolschewistischen Weltbetrugs“ (Berlin, Deutscher Verlag. 29 Aufnahmen. RM 4,—) und führt hier auf Grund einer genauen Kenntnis der erschienenen politischen und wissenschaftlichen Literatur und Berichten von Augenzeugen und Teilnehmern der damaligen Friedensverhandlungen den schlüssigen Beweis, daß von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an das Handeln der Bolschewisten nur auf der Lüge aufgebaut war und ist.

Ein Geleitwort des Generalfeldmarshalls von Blomberg führt das von Rudolf Hoffmann herausgegebene unsterbliche Vermächtnis und die stete Mahnung unserer Toten ein: „Der deutsche Soldat, eine Sammlung von Briefen aus dem Weltkrieg“ (München, Langen/Müller. RM 4,80). Hier ist das würdige Gegenstück zu den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ gegeben, denn hier sprechen Soldaten aus allen Berufsständen aus dem Felde zu ihren Angehörigen.

Einzelabschnitte aus dem Weltkrieg behandeln die Bücher: Walther von Schoen, „Die Hölle von Gallipoli“, in dem die heldenhafte Verteidigung der Dardanellen in packendster Form dargestellt wird (Berlin, Deutscher Verlag. 23 Abbildungen, 2 Karten. 243 Seiten); die Leistungen „deutscher Seeflieger in Flandern“ nach den Tagebuchblättern des gefallenen Leutnants zur See Hans Kolshoven, bearbeitet von Kapitän Theo E. Sönichsen (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 29 Abbildungen. 98 Seiten); die Abenteuerfahrten des Kapitäns Sörensen im Weltkrieg beschreibt in seemännisch klarer und knapper Form Peter Eckart: „Blockadebrecher Marie“ (Berlin, Deutscher Verlag. 12 Aufnahmen, 5 Karten. RM 2,85).

Kriegserlebnisse in Gefangenschaft und immer wiederholter Flucht werden, in ihrer Schlich-

heit ergreifend, dargestellt von Wilhelm von Bülow „Durch Stachelbraut und Steppe“ (München, E. H. Beck. RM 5,50), die sich würdig anderen großen Kriegsbüchern an die Seite stellen, weil hier ein unbeugsamer Wille einen jungen Menschen befähigte, die schwersten Leiden auf sich zu nehmen, nur um in die Heimat zu gelangen und weiter seine Pflicht tun zu können. Der gleiche Wille spricht aus dem Buche von Alexander Langsdorff „Flucht aus Frankreich“ (München, Langen/Müller. 27 Zeichnungen von Heinz Raediger. 168 S.). In der Form eines Romans, aber deutlich auf eigenen wahren Erlebnissen fußend, die wohl nur aus persönlichen Gründen anders gruppiert sind, gibt eins der aufregendsten Bücher die Erlebnisse in der Gefangenschaft und die abenteuerlichsten Begleitumstände einer erfolgreichen Flucht aus den russischen Lagern wieder: Franz von Schmidt „Ich heiße Victor Mors“ (Berlin, Propyläen-Verlag. 593 Seiten).

Nur mit tiefer Ergriffenheit kann man die Aufzeichnungen von Kunigunde Freifrau von Nischthofen lesen: „Mein Kriegstagebuch“, in der die Mutter unseres größten Kriegsflegers ihre Erinnerungen unter Wiedergabe vieler Briefe ihrer Söhne veröffentlicht (Berlin, Deutscher Verlag. 43 Aufnahmen aus Familienbesitz. RM 4,80). Zu diesem Buche schrieb Generaloberst Göring ein Geleitwort.

Nachkriegskämpfe sind festgehalten in den Büchern von Joachim Reinhardtstein „Feuerbrand in Kärnten“ (Berlin, Deutscher Verlag. 16 Bilder. RM 2,85), in dem den heldenhaften Freiheitskämpfern, die von allen verlassen ihre Heimat gegen die slawische Flut verteidigten und retteten, ein würdiges Denkmal gesetzt ist, und in dem Buche des berühmten Generalleutnant a. D. Karl Hofer „Oberschlesien in der Aufstandszeit 1918—1921“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 5 Skizzen. RM 5,80). Hier schildert der Held von Oberschlesien, der einarmige Generalleutnant Hofer, aus seinen Erinnerungen und mit Dokumenten gestützt das heldenhafte Ringen, in dem der unbrechbare Widerstandswille des deutschen Volkes in der Zeit tiefster Demütigung zum Ausdruck kam, im Kampf um Oberschlesien.

Für den Autofahrer

Der Verlag Baedeker hat einem wirklich vorhandenen Bedürfnis abgeholfen und einen „Autoführer für das Deutsche Reich“, der freilich die Eingliederung Österreichs noch nicht berücksichtigen konnte, aber sonst als erster Versuch eines reinen Autoführers gute Dienste leistet, herausgegeben. (Leipzig, Karl Baedeker. RM 8,—). Der ADAC hat dieses Autobuch zu seinem offiziellen Führer erklärt und ihm die wirklich vortreffliche Straßenzustands-Karte als Beigabe hinzugefügt. Dieser Autoführer versucht, den Bedürfnissen des Autofahrers in jeder Weise gerecht zu werden. Er gibt nach allgemeinen, knapp und klar gefaßten Anregungen über Reiseziele im Sommer und Winter und alles das, was der Autofahrer beherrschen muß an Verkehrsvorschriften und -einrichtungen usw., erstmalig eine Übersicht über die Reichsautobahnen. Dann folgen nach Ziffern geordnet die gesamten Reichsstraßen und sonstigen wichtigen Touristenstraßen mit den berührten Ortschaften. Hier wird in knappster Form alles aufgeführt, was man wissen muß über die Beschaffenheit und Art der Straßen, die Sehenswürdigkeiten der Landschaft, der Städte, Dörfer und deutscher Denkmäler. Auch die technischen Anlagen sind berücksichtigt. Dann folgt ein Abschnitt in alphabetischer Anordnung mit Beschreibung von rund 200 größeren Städten und deutschen Landschaften. 60 Stadtpläne, die übersichtlich auch die Aus- und Einfahrten wiedergeben, sind beigelegt. Alles in allem ein hoffnungsvoller Anfang.

Ganz anders, aber sehr anregend ist das „Autoreisebuch“ von Kasimir Edschmid (Darmstadt, L. E. Wittich. RM 5,60). Kasimir Edschmid gibt in seiner sehr persönlichen Art, ohne darum den rein informativischen Zweck seines Buches zu vernachlässigen, 15 Ferienreisen durch deutsche Flußtäler und Gebirge. Wir lernen unter kundiger Führung die Befahrungsmöglichkeiten des Neckar-, des Main-, des Lahntales, den Taubergrund und den Rhein, die Weser von Münden bis Hameln, die Mosel von Trier bis Koblenz, die Saale von Saalfeld bis Weißenfels, einen Teil der Elbe, den ganzen Schwarzwald, die Eifel, den Taunus, den Odenwald und die Pfalz kennen. Mehrere Übersichtstafeln sind bei-

gegeben, ebenso schöne Aufnahmen. Ein Ortsverzeichnis erleichtert den Gebrauch. Das Edschmid aus seiner ganzen Art heraus viel Dankenswertes dem Autofahrer zum wirklichen Genuß und der Inbesitznahme deutscher Landschaften zu sagen weiß, versteht sich am Rande.

Geschichte und Politik

Ein Werk, das wir nicht genug empfehlen können, ist Otto von Taubes „Geschichte unseres Volkes“, dessen erster Band erschienen ist (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. RM 9,80). Er behandelt die Kaiserzeit, der zweite Band, dessen Erscheinen für den Winter angekündigt wird, soll die deutsche Geschichte bis zur Reformation und Revolution fortführen. Man kann dieses Buch nicht ohne starke innere Aufrüttelung und Erschütterung lesen, denn diese dichterische Vision von dem Schicksal unseres Volkes zeigt tiefe Zusammenhänge, die in so manchen Geschichtswerken niemals mit dieser Klarheit und diesem eigenen Erlebte sein dargestellt wurde. Otto von Taube weiß um die unabdingbare Sendung unseres Volkes aus der germanisch-christlichen unlöslichen Einheit. Man würde einzelnen Abschnitten Unrecht tun, wenn man andere über sie hinausheben wollte, und doch sei ohne Abtrag gegen die andern gesagt, daß das, was Taube über Barbarossa, über Eilrich, über die Germanen, über die Entwicklung der deutschen Städte zu sagen weiß, zu dem Vollendetsten überhaupt gehören, was in deutscher Sprache über die Geschichte unseres Volkes ausgesagt ist. —

Ein wichtiges Buch ist das Werk von Otto Graf „Imperium Britannicum“ (Leipzig, W. Goldmann. RM 7,50). Dieses Buch behauptet neben den vielen jüngst erschienenen Werken zu dem für uns Deutsche besonders wichtigen Thema des Empire einen hohen Rang, weil es eine Notwendigkeit ist. Graf schreibt anders, als man landläufig Geschichte schreibt. Er ist ein geistvoller und klarer Kopf, der zum eigenen Denken und Erkennen befähigt ist. Man wird niemals die Gesetze, nach denen die Politik des Empire sich ausrichten muß, verstehen können, wenn man nicht den grundlegenden Unterschied zwischen den Gesetzen des Handels meergebundener und kontinentaler Staaten

begriffen hat. Graf schildert eindringlich das Werden des Engländers und des Bürgers des Empire aus Klima, Insellage, Rasse und normannischem Bluteinschlag. Sehr wichtig ist die Beleuchtung der Stellung und Bedeutung der oft zu wenig beachteten englischen Frau im englischen Leben. Nur aus solchen Voraussetzungen heraus ergibt sich erst die Möglichkeit des Verständnisses, sonst wird gerade der kontinentale Europäer das große Rätsel England niemals auch nur entfernt lösen können: Graf gibt eine organische Darstellung ohne Nebenwerk und beschränkt sich auf die wesentlichen Punkte. Von unmittelbarer Gegenwartsbedeutung ist der Schlußabschnitt, in dem Graf darlegt, wie zu den bisher herrschenden Kräften, dem Meer und den Schiffen, nun die Luft getreten ist, und wie zäh und beharrlich der Engländer diesen neuen Raum, der soviel Gefahren für das Mutterland und das Empire bietet, zu meistern versucht. Die Frage kann heute noch nicht beantwortet sein, ob Großbritannien aus der schweren Gefahrenlage zur Umwandlung und zu einer höheren Entwicklung gelangen wird oder zum Zusammenbruch. —

Der englischen Weltpolitik, und zwar dem Abschnitt der letzten hundert Jahre, gilt eine grundlegende Untersuchung von Hermann Onken „Die Sicherheit Indiens“ (Berlin, G. Grote. RM 5,80). Der Grundgedanke dieses Buches war in einem Vortrag enthalten, den Onken in der militärischen Gesellschaft gehalten hatte und den er nun erweitert und ausgebaut in Buchform vorlegt. Die Darstellung beginnt 1830 und führt bis zum Konflikt mit Italien wegen Abessinien. Wie die stets wache Sorge um Indien und die Verbindungswege vom Mutterland dorthin im 19. Jahrhundert den Gegensatz zum Zarenreiche schuf, so wird die gleiche Sorge auf den verschiedensten Wegen und mit den verschiedensten Methoden sich immer um das eine Ziel drehen: die Sicherheit Indiens. Jeder Politiker, der diese Grundtatsache des Empire übersehen wird von der englischen Politik sehr eindringlich über sie belehrt werden. Das ausgeprägte Verantwortlichkeitsbewußtsein des deutschen Historikers treibt ihn, den weltpolitischen Sinn, auf Grund historischer Kenntnis und geschichtlicher Tatsachen zu wecken und zu stärken zum besseren Verständnis des politischen Verstehens von heute und in der Zu-

kunft. Sein glänzender und gepflegter Stil wie die vorbildliche Klarheit der Darstellung fördern wesentlich die Erreichung dieser Aufgabe.

Seinem ausgezeichneten Buche über die Queen Victoria hat jetzt der Hausarchivar des preussischen Königshauses Dr. Kurt Jagow eine neue, in ihrer Bedeutung gar nicht hoch genug einzuschätzende Veröffentlichung folgen lassen: „Prinzgemahl Albert“ (Berlin, R. Siegelismund. 16 Kunstdrucktafeln, 1 Vierfarbendruck, 1 Faksimile. RM 9,50). Die musterhafte Ausstattung, die mit ihrem schlichten, vornehmen Einband in königsblauem Leinen für die klare und vornehme Haltung des Buches symbolisch genommen werden kann, entspricht dem Inhalt. Eine Fülle von bisher unbekannten Briefen, darunter 27 aus dem Windsor-Archiv, im ganzen 127 neue Briefe, bereichert in ungeahnter Weise unsere geschichtliche Kenntnis von der Entwicklung der deutschen Frage, von der preussischen Politik im Krimkrieg, von der Vorgeschichte und der Entwicklung der Ehe der Kaiserin Friedrich und dem bisher in keiner Weise richtig gewürdigten Einfluss des Prinzgemahls auf die englische Politik und die Entwicklung des Empire. Das Ergebnis ist, daß wirklich alles, was die Größe des victorianischen England und des Britischen Empire grundlegend ausmacht, letztlich diesem deutschen Prinzen zu danken ist. Sein Leben war dadurch in sich geschlossen und von erfüllttem Sinn, weil er sein Schicksal — und das war die Queen Victoria und seine Stellung zu ihr — bewußt und in nobler Haltung auf sich nahm und erfüllte. Seine große Aufgabe, dem Lande zu dienen, in das ihn seine Ehe berufen hatte, hat er mit Geschick, Hingabe und feinstem Takt erfüllt, ohne dabei auch nur in einem Punkte seinen deutschen Charakter aufzugeben. Von der wichtigen Stellung aus, die er am englischen Throne einnahm, wirkte er für die deutsche Einheit und wollte ein enges Zusammengehen zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien, wenn Deutschland unter einem Kaiser geeint und mit einer klaren Verfassung ausgestattet wäre. Die Fülle des historischen Materials ist klar gegliedert, und Kurt Jagow hat hier wiederum eine Meisterleistung bester deutscher Geschichtsforschung vollendet, denn in seinen die einzelnen Lebensabschnitte einleitenden Einführungen äußert

sich in jeder Zeile die völlige Beherrschung des Stoffes, die Fähigkeit, ihn nach einer großen Konzeption einzuordnen, die Deutungskraft der menschlichen Untergründe historischen Geschehens, eine klare und vornehme Objektivität und ein sympathisches inneres Beteiligtsein. So haben wir ein neues Werk, das uns Ehre macht und für den Gegenstand der Biographie ein ebenso nobles Zeugnis ablegt wie für die geistige Haltung des Verfassers.

Biographien

Von Michael Prawdin ist eine Biographie erschienen: „Johanna die Wahnsinnige“ (Wien, D. Lorenz. 16 Bildtafeln. S 10, —). Im großen Zusammenhange behandelt Prawdin das Leben dieser unglücklichen Fürstin, deren Schicksal ihre Liebe zu ihrem Gemahl Philipp dem Schönen war, der das Schicksal durch den Tod aller, die vor ihr ein Anrecht auf den spanischen Thron hatten, diesen Thron bescherte, die Mutter zweier deutscher Kaiser wurde: Karls V. und Ferdinands von Österreich — um sie dann fünfzig Jahre hindurch ihr Leben im Kerker vertrauen zu lassen. Und doch war sie, deren ganzes Leben ein Leidensweg war, für das Haus Habsburg die Bringerin der Welt Herrschaft. Die Wissenschaft hat ihr oft Unrecht getan, das Gefühl des Volkes hat sie verklärt.

Erhard Breitner macht den Versuch einer unbefangenen Darstellung ohne Werturteil des Lebens und Schicksals der Jeanne du Barry (Wien, E. P. Tal. 384 Seiten, 20 Bildtafeln). Er wird diesem ursprünglichen kräftigen Menschentum in seiner trotz der Hofluft unverbogenen Natürlichkeit gerecht, beschönigt nichts in diesem Leben, das ein Tod ohne Würde beendigte, und gibt ein farbiges Gemälde von dem letzten großen französischen Hofe, in dessen Feste schon das unterirdische Grollen der kommenden Revolution hineintönte. — Farbenspiele des Lebens nennt Sophie von Uhde eine Zusammenstellung von Erinnerungen aus ihrem reichen Leben, dem die Sehnsucht nach der Ferne den entscheidenden Akzent gab (Berlin, D. Reimer. 168 Seiten), die uns Kenntnis geben von einzelnen Abschnitten von ihrer Kindheit an bis zum Erleben der Pariser Weltausstellung 1937. In jeder

Zeile dieser bunten Bilder aus Deutschland, aus vielen europäischen Ländern und aus Afrika bezeugt sie ihr starkes Gefühl für die Heimat wie für die fremden Länder, die sie mit einem ausgesprochenen Sinn für das Wesentliche aufzunehmen verstand, und in denen sie mit Humor äußeres und innerliches Erleben mischt.

In dem Buche „Gestalter deutscher Vergangenheit“ (Potsdam, Sanssouci-Verlag. 48 Bildbeigaben, 12 Karten. RM 6,50) wird der interessante Versuch gemacht, eine deutsche Volks- und Raumgeschichte in Einzelbiographien zu geben. Der Herausgeber Peter Richard Rohden, der in seiner Einleitung in großen Zügen einen Abriss der deutschen Geschichte in ihren Hauptmomenten gab, hat es mit seinen dreißig Mitarbeitern, unter ihnen bedeutende deutsche Historiker, verstanden trotz eines hohen wissenschaftlichen Niveaus in allgemeinverständlicher Form eine Geschichte vom Gesichtspunkt des Führerproblems zu geben, was um so berechtigter ist, als führerlose Zeiten für das deutsche Volk immer Zeiten nationalen Unglücks gewesen sind. Die Einzelbiographien beginnen mit Armin und enden mit Hindenburg.

Ein hübsches Büchlein, eine Biographie im Kleinen, ist Heinrich Lehmanns Arbeit „Die Thomaner auf Reisen“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel. 120 Seiten). Wie er die Reisen dieses prächtigen deutschen Chors in den Jahren 1920—1936 im ganzen deutschen Vaterlande, in den skandinavischen Ländern, in der Schweiz, Belgien und Frankreich schildert, ergibt uns einen feinen Einblick in das äußere und innere Erleben dieser jungen Sendboten deutscher Kunst, wobei auf die lebenswerte Persönlichkeit des großen deutschen Musikers, des Thomas-Kantors Straube, ein helles Licht fällt.

Der frühere Botschafter Frankreichs am Zarenhofe, Maurice Paléologue, hat eine Biographie von Alexander I. geschrieben (Berlin, Paul Neff. 16 Bildtafeln, 416 Seiten. Deutsche Übertragung von Willy Grabert). Der Franzose hat es verstanden, die rätselhafte Atmosphäre, die den Eintritt des jungen Zaren in die Geschichte unter der schweren Mitschuld an der Ermordung seines Vaters ebenso umgab wie seinen Tod, über den weder sein leerer Ehrensarkophag noch wirklich beglaubigte Zeugnisse End-

gültiges aussagen, in lebendiger Form darzustellen.

Von dem Standardwerk „Die großen Deutschen“ ist ein fünfter Ergänzungsband erschienen (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 15,—. 150 schwarze Kunstdruckabbildungen, 6 vierfarbige Kunstdrucktafeln und 4 mehrfarbige Faksimile). Dieser Band ist in jeder Weise willkommen, denn es war klar, daß auch bei der sorgfältigsten Vorarbeit der beiden Herausgeber Willy Andreas und Wilhelm von Scholz und ihrer Mitarbeiter in den vier stattlichen Bänden nicht alle großen Menschen deutscher Vergangenheit berücksichtigt werden konnten. Deshalb bringt der neue abschließende Band die Würdigung von 54 Persönlichkeiten aus dem deutschen Lebenskreise, die man unter den Großen nicht missen möchte. Dieser Band bringt Würdigungen unter anderm von Novalis, Uhland, Friz Reuter, Storm, Wilhelm Busch, Schwindt, Ludwig Richter, Spitzweg, Freytag, Hugo Wolf, Altdorfer, Fischer von Erlach, Schadow, Rauch, Feuerbach, Schelling, Corus, Dilthey, Winkelmann, Klopstock, Gotthelf, die Drost. Aus der deutschen Geschichte sind ausgewählt Heinrich I., Rudolf von Habsburg, Erzherzog Carl, Conrad von Hörsing. Von großen deutschen Wissenschaftlern oder Technikern seien genannt Virchow, Billroth, Ernst von Bergmann, Mommsen und der Geograph von Richtofen sowie Max Eyth.

Den beiden Büchern von Friz Schumacher „Stufen des Lebens“ und „Rundblicke“, die so außerordentlich lebhaften Anklang in weitesten Kreisen gefunden haben, folgt jetzt ein neuer Band „Begleitmusik des Lebens“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,50). Es ist ein Band von Gedichten, die Friz Schumacher aus dem inneren Erleben zuwuchsen, sie sind nicht zeitlich, sondern nach Lebensbegriffen geordnet und zeigen die ganze Reife, den Reichtum und die Menschlichkeit ihres Schöpfers.

Die Erinnerungen eines Lebens, das seinem Volk und seinem Vaterlande gewidmet war, faßt Eugen Kühnemann zusammen in seinem Lebensbuch „Mit unbefangener Stirn“ (Heilbronn, E. Salzer. 324 S.). Kühnemann, der bekanntlich als deutscher Professor an deutschen Universitäten und dann drüben in Amerika wirkte und dort in schwerster Zeit während des Weltkrieges

Verständnis für die deutsche Sache zu werben suchte, der Biographien Schillers, Herders, Goethes und Kants schuf, bekennt sich in diesem Buche als gläubiger Befahrer des Lebens und als ein Deutscher, den kein Geschehen an seinem Volke irremachen kann. Als Glied des Volkes sich fühlend, gesteht er dem Einzelnen in Zeiten des Umbruchs kein Recht zur Klage zu, denn „nur ein humorloser Mensch wirft die Frage der Gerechtigkeit auf“. Dieses Lebensbuch unterrichtet nicht nur über die äußeren Geschehnisse von der Jugend bis zur Gegenwart eines an Erfolgen reichen Lebens, sondern gibt in der Betrachtung des geschichtlichen Geschehens, das er miterlebte, auch die Linie der eigenen inneren Entwicklung, wobei Persönlichstes den Lesern nicht vorenthalten wird.

Literatur

Eine neue „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ schrieb Dr. Walther Linden (Leipzig, Philipp Reclam jun. RM 7,80), die ganz sich nach den Anforderungen und Erkenntnissen der Gegenwart ausrichtet. Dieses gründliche Werk stellt die Unlösbarkeit wahrer Dichtung vom Kern des Volkstums hell ins Licht und damit den großen Dichter als den Träger der in der Seele des Volkes unbewußt wirkenden Kräfte. Das feste Urteil des Verfassers ermöglicht, hier in einem wirklichen Volksbuch die starken Kräfte deutscher Dichtung der Allgemeinheit nahezubringen. Er vermittelt eine Möglichkeit zum inneren Erleben deutscher Dichtung und führt in klaren Linien aus der ältesten Zeit bis in die jüngste Gegenwart. Die Schwarzweiß-Bilder und eine vielsfarbige Offsettafel erhöhen die Lebendigkeit des Buches.

Der zweite Band der englischen Literaturgeschichte von Professor Dr. F. Meißner, dessen ersten Band wir hier schon würdigten, ist jetzt erschienen (Sammlung Göschen. Nr. 1116. Berlin, Walter de Gruyter & Co. RM 1,62). Er bringt die Geschichte der englischen Literatur von der Renaissance bis zum Ende der Aufklärung und stellt die Zusammenhänge in großen Entwicklungslinien dar, die die englische Literatur mit dem angelsächsischen Volkstum hat.

Eine Gabe von großem Reiz sind „Die Komödien des Großen Königs“ (Ver-

lin, Theater-Verlag Albert Langen/Georg Müller. RM 2,80). Die Übersetzung der beiden recht unverzagten Lustspiele Friedrichs des Großen: „Der Modeaffe“ und „Die Schule der Welt“ aus dem Französischen besorgten unter Bearbeitung Carl Nießen und Ernst Leopold Stahl. Ganz neu ist die Übertragung der „Schule der Welt“, während die gute Übersetzung des „Modeaffen“ von E. L. Stahl schon früher vorlag.

Ein Lese- und Eingebuch für Winter und Weihnacht „Die Winterpostille“, die schon viele Freunde sich erworben, liegt nun in neuer wohlfeiler Ausgabe vor (Breslau, Bergstadt-Verlag. RM 4,80). Diese gute Anthologie, die Cosmus Flam und Otto Heinrich Fleischer auswählten, gibt neben ältestem Gut wie den Evangelien und alt-deutschen Krippen- und Weihnachtsliedern von Singweisen begleitet eine Fülle wertvollster Dichtung von Heinrich von Veldeke bis zu Adalbert Stifter und Selma Lagerlöf. Es ist ein köstliches Hausbuch, dem schöne Weihnachtsbilder deutscher und niederländischer Künstler von Eranach bis Schiefl beigegeben sind.

Engelbert Kaempfer

Karl Meier-Lemgo hat eine Biographie von „Engelbert Kaempfer“, dem ersten deutschen Forschungsreisenden, geschrieben (Stuttgart, Strecker & Schröder. RM 5,-). Kaempfer gehört zu den Deutschen, die bei ihrem Volke mehr oder weniger unbeachtet blieben, während Völker von größerem Weitblick seine Bedeutung würdigten und ihm den gebührenden Platz einräumten. Engelbert Kaempfer ist 1651 in Lemgo im Lippischen geboren, wofür er im Jahre 1716 starb. Sein Stadtgenosse hatte als ersten Schritt in seinem Bemühen um Kaempfer dessen Schrift „Seltames Aien“ herausgegeben. Jetzt folgt die große Biographie auf Grund

des Studiums der bisher unveröffentlichten Handschriften Kaempfers im britischen Museum.

Daß Kaempfer nicht in das Bewußtsein des deutschen Volkes einging, lag daran, daß die politischen Zustände in Deutschland zu seinen Lebzeiten ganz besonders niederdrückend waren und ein gesamtdeutsches Gefühl kaum mehr existierte. Dabei war Engelbert Kaempfer wirklich der erste deutsche Weltreisende von internationaler Leistung. Man kann ihn in dem Sinne durchaus einen Vorläufer Humboldts nennen. Kaempfer wanderte aus seiner Heimat nach Schweden aus. Dann ging er über Finnland nach Rußland und über das Kaspiische Meer nach Persien. Er besuchte Vorderindien, Java, Siam, und dann gelang es ihm, in das damals völlig abgeschlossene Japan zu kommen. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Holland, um endlich nach Deutschland zurückzukehren, nachdem eine grauenvolle Ehe ihm den Lebensmut gebrochen hatte.

Meier-Lemgo hat nun mit einer schönen Leidenschaft sein Leben und seine Leistungen aufgezeigt und ein lebensvolles Bild dieses Mannes gezeichnet. Es ist auch heute noch von größtem Reize, Kaempfer auf seinen Forschungsreisen zu begleiten. Für seine Bedeutung spricht, daß gerade seine Forschungen über Japan in diesem Lande und in England hohes Ansehen genießen. Das wird dadurch bekräftigt, daß das deutsche Japan-Institut die Biographie herausgibt. 28 Abbildungen auf 21 Tafeln erhöhen den Reiz dieser wichtigen Veröffentlichung.

Von den Flotten der Welt

Das beste Nachschlagebuch über die Kriegsfлотten liegt jetzt im 32. Jahrgang für das Jahr 1938 vor „Weyers Taschenbuch der Kriegsfлотten“ (München, J. F.

Ems

**Katarrhe
Asthma
Pauschalkuren**

**Bad
Ems**

**Golf
Tennis
Wassersport**

Lehmann. NM 6, —). Der Begründer, der dem Werk seine Bedeutung in langjähriger Arbeit gesichert hat, ist 1936 verstorben, seitdem gibt der Oberleutnant zur See a. D. Bredt diesen auf amtliche Quellen gestützten Führer durch die Kriegsflotten der Welt heraus. Den deutschen Lesern wird vor allem die jetzt wieder recht ansehnliche Übersicht über die deutsche Flotte interessieren. Die guten Photos und vor allem die Schiffsskizzen sind auf den heutigen Stand gebracht, alles Veraltete ist herausgenommen. Als wesentliche Neuheit gegenüber dem Führer für 1937 ist zu vermerken, daß die Angaben über die Marine-Luftstreitkräfte nun auch auf die kleineren Seemächte ausgedehnt sind. Der einzige Mangel, über den der Herausgeber selber klagt, liegt darin, daß ihm noch sachkundige Bearbeiter für Argentinien, Chile, Jugoslawien, Peru, Polen und USA. fehlen. Aber die Zuverlässigkeit ist vollendet, ebenso ist die Brauchbarkeit des Buches durch die verschiedenen beigegebenen Anhänge noch erhöht. Im Teil 1 und 2 werden die Kriegsschiffe und die Marine-Luftstreitkräfte behandelt. Es folgen die Flottenverteilungspläne, ferner die Abschnitte über Schiffsartillerie, Schifffahrt und Schiffbau und die erwähnten Tafeln unter der Rubrik „Verschiedenes“.

Schiller illustriert

Von der zwölfbändigen Ausgabe von „Schillers Werken“, die auf Grund der von Ludwig Bellermann seinerzeit veran-

stalteten Ausgabe in „Meyers Klassikern“ in Neubearbeitung von Benno von Wiese erscheint, liegen jetzt nach den ersten 8 Bänden Band 9 — 12 vor (Leipzig, Bibliographisches Institut, Jeder Band NM 2,70). Band 9 enthält die „Philosophischen Schriften“, Band 10 die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, Band 11 die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“. Bekanntlich ist diese Ausgabe dadurch besonders lebendig, daß Karl Wernicke Federzeichnungen in guter Einfühlung in Schiller, seine Zeit und seine Umwelt beisteuerte. Naturgemäß sind in dem Band 10 und 11 die Federzeichnungen etwas spärlicher und mußten im Band 9, den „Philosophischen Schriften“ und im Schlußband ganz fortbleiben. Der 12. Band bringt die Biographie und die Anmerkungen. Im Vorwort legt von Wiese Rechenschaft ab von den Grundfäden seiner Neubearbeitung, die nach neuer Belebtheit und volkstümlicher Form strebt. Danach ist die Auswahl getroffen: fortgeblieben sind die Übersetzungen und die großen Rezensionen, aufgenommen aber alle Fragmente. Die Reihenfolge ist bestimmt nach chronologischen und systematischen Gesichtspunkten. Die volkstümliche Form hält das wissenschaftliche Beiwerk wie auch die Auseinandersetzung mit andern Biographien und Wissenschaftlern fern. In den Anmerkungen aber ist reichlich Material verarbeitet, um den wissenschaftlich interessierten Lesern zu genügen unter Ausnutzung des von Bellermann Erarbeiteten; Einführungen und die Biographie sind eigene Arbeit des Herausgebers.

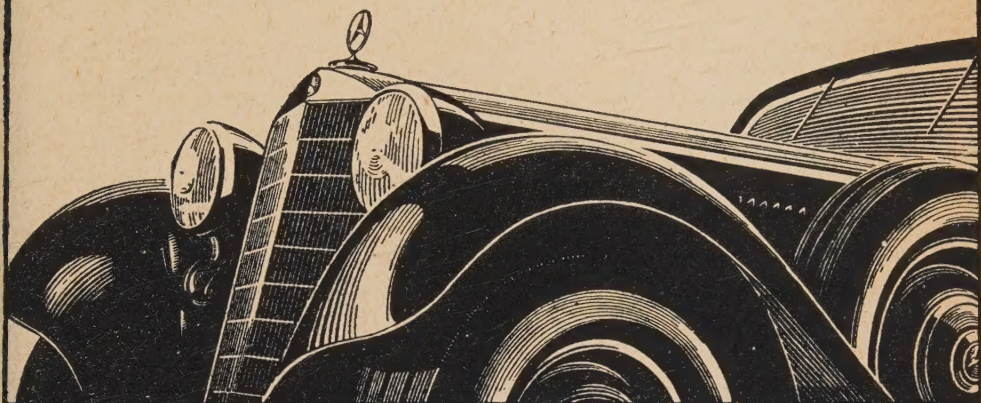
Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Paul Huldermann, z. Z. Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Major-General Lionel E. Dunsterville, Florenz — Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München — Dr. Hanns-Erich Haack, Paris — Ina Seidel, Starnberg am See — Jakob Baron v. Uexküll, Hamburg — Dr. Hans Goldschmidt, Potsdam

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schürmeister, Leipzig • DL II. Bf. 1938: 3699 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter sagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

*Ein
Spitzenerzeugnis
seiner Klasse!*



MERCEDES-BENZ

Typ 320

289/A

Der Mercedes-Benz Typ 320 ist ein Spitzenerzeugnis mit ganz besonderen Fahreigenschaften, ein Wagen von auserwählter Eleganz und technischer Vollkommenheit. Die niedrige Drehzahl des starken 6-Zylinder-Schwebemotors mit einem besonderen Ölkühlsystem gibt dem Wagen unbedingte Autobahnfestigkeit bei einer Dauer-



geschwindigkeit von 115 km/std. Die Vollschrwingachsaufhängung der Räder gewährleistet hervorragende Straßen- und Kurvenlage und größte Fahr-sicherheit. Der Mercedes-Benz Typ 320 ist der Wagen vollendetester Leistung, der allen Ansprüchen gerecht wird.

Von RM **8950.-** an ab Werk

Lieferbar als:

Radstand 2880 mm	Radstand 3300 mm	5-Sitzer Cabr. 2- u. 4-türig	3-Sitzer Cabriolet
3-Sitzer Cabriolet	5-Sitzer Innenlenker	7-Sitzer Pullman-Cabriolet	7-Sitzer Universal-Cabriolet
3-Sitzer Kombinat.-Coupé	5-Sitzer Stroml.-Innenlenker	5-Sitzer Pullman-Limousine	7-Sitzer off. Tourenwagen

Bruno Brehm
Glückliches
Österreich

1.—10. Tausend. kart. 2.60
mit 32 Bildern

Was Deutschland mit der Heimkehr ins Reich gewann, ist uns in diesem Buche überwältigend vor Augen gestellt. Brehms mitreißende Darstellung des Landes, der Schönheit seiner Berge und der von lieblichen Orten gesäumten Ströme, seine aus reichem Wissen gegebene Überschau über Geschichte und Kultur, ist getragen von dem Schwunge eines großen Augenblicks. Was jeder, der heute Österreich durchreißt, erfahren möchte, was jedem, der das Land kennt und liebt, an Neuem gewonnen ist, wurde hier von berufenem Munde ausgesprochen. Bruno Brehm kennt nicht nur das Land bis in die letzten Winkel hinein, er hat sein Schicksal selbst zutiefst mit erfahren. Im Aufriß alles dessen, was es an unbekannten Schätzen noch in sich birgt, klingt Selbsterlebtes neu herauf, verwandelt sich der Schatten der Vergangenheit zu heller Gegenwart. Ein frohes Buch, dazu berufen, jedem Deutschen das Bild der Ostmark zu eigenstem Besitz zu machen.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Giselher Wirsing
Engländer
Juden – Araber
in Palästina

mit 12 Bildnissen. geh. 4.50,
in Leinen 6.50

Die Konflikte, in denen das Britische Weltreich, das Weltjudentum und die arabische und islamische Welt auf dem kleinen Landstück Palästina seit dem Ende des Weltkrieges immer unlöslicher verstrickt sind, werden hier im weltpolitischen Zusammenhang dargestellt, in ihren geschichtlichen Ursprüngen aufgedeckt, in ihrer Entwicklung bis zum aktuellen Stand aufgezeichnet und zugleich historisch gedeutet wie politisch gewertet. So entstand zum ersten Male das deutsche Buch über Palästina. Es gehört zu den erregendsten Erkenntnissen und Ergebnissen dieses Buches die Abhängigkeit britischer Empire-Politik von den Entschlüssen der Organisationen des Weltjudentums in entscheidenden Stunden festgestellt zu haben. Alte Teilabschnitte des Palästina-Problems, die jüdische Einwanderungsfrage, der vielseitige arabische Widerstand, die Einzelheiten der britischen Militär-Politik erhalten ihr noch nirgends so klar erkanntes weltpolitisches Gesicht. Diese Darstellungen sind nicht nur am Schreibtisch entstanden, das Buch, das ohne Einschränkung als Quellenwerk des ganzen Fragenkomplexes angesprochen werden darf, stützt sich auf die unmittelbare Anschauung. *Münchener Neueste Nachrichten*

EUGEN DIEDERICHS VERLAG
JENA

Zum Beitrag von RUDOLF PECHEL

Gullivers Reisen

Von Jonathan Swift

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Fr. Kottenkamp

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 651—54

Geheftet RM. 1.40, in Ganzleinen RM 1.80

Diese Übersetzung des weltberühmten Werkes enthält auch die Reise Gullivers in das Land der Hauphnhnms, die in den Ausgaben für die Jugend nicht enthalten ist.



Drei Neuerscheinungen zur Heimkehr Österreichs

Wie der Führer Österreich heimbrachte

Die historischen Tage vom 12. März bis zum 10. April 1938. Von Alfred Detig. (U.-B. Nr. 7412.) Kart. 35 Pf., geb. 75 Pf. — Im knappen Rahmen des Reclam-Buches ein kaum 4 Wochen umfassender Ausschnitt aus der deutschen Geschichte, den Adolf Hitler in seiner großen Rede am Vorabend der Wahl das „größte geschichtliche Geschehen der Gegenwart“ nannte.

Gefänge der Ostmark

Ein Dichtergruß. Herausgegeben vom Bund der deutschen Schriftsteller Österreichs. (U.-B. Nr. 7413/14.) Kart. 70 Pf., geb. 1.10 RM. — Ein bunter Strauß bester österreichischer Gegenwartslyrik. Neben bekannten Namen von gutem Klang sind auch bisher noch weniger in der Öffentlichkeit genannte Dichter vertreten.

Richard Wagner in Wien

Von Max von Millenkovich-Morold. (U.-B. Nr. 7415.) Kart. 35 Pf., geb. 75 Pf. — Der frühere Direktor des Wiener Burgtheaters und Autor der großen Cosima-Wagner-Biographie gibt hier einen für die menschliche und künstlerische Entwicklung Richard Wagners entscheidenden Ausschnitt aus dessen großem und abenteuerreichem Leben.

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig

Broder Christiansen

Die Kunst des Schreibens

In Ganzleinen 10.80 RM.

„Der Name Broder Christiansen spricht für sich. Wer diesen großen Sprachkünstler kennt, der weiß, wie gerade er berufen ist, Führer zu sein. Keiner wird es bereuen, sich seiner Hand anzuvertrauen.“
(Neue Augsburger Zeitung)

„Diese Prosaschule darf als die beste Stilschule bezeichnet werden. Lehrer, Kaufleute, Werbefachleute, Schriftsteller, Pfarrer, Juristen und viele andere Berufe finden hier eine ausgezeichnete Anleitung zu einem knappen, verfeinerten und schlagkräftigen Stil.“ (Lloyd-Zeitung, Bremen)

Die kleine Prosaschule

In Ganzleinen 3.60 RM.

„Einfache und klare Regeln werden von lebendigen, frischen Übungen umrahmt, die Lust machen, ähnliche Übungen zu versuchen. Das Entscheidende dieser schönen Prosaschule ist: sie besitzt Schwung und bringt den Leser zum Mitschwingen.“
(Berliner Lehrerzeitung)

„Der Lehrgang ist so anregend und aus sich selbst immer wieder den Geist erfrischend, daß die Aufgaben spielend leicht anmuten. Wer Liebe zur Muttersprache hat, wird das Buch mit Nutzen durcharbeiten und sich sehr am Erfolge freuen.“
(Deutsche Handels-Warte, Nürnberg)

„In ungemein disziplinierter, bildhafter und klarer Sprache werden die Regeln des Stils gelehrt, die Beispiele und Übungen geboten. Das Buch wird in unserer Zeit, in der sich der Ruf gegen die Verlotterung der Muttersprache immer dringender erhebt, seine Mission zu erfüllen haben.“
(Beratungsstelle für Volksbüchereien, München)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG